

Angelika Kordfelder

Es ist normal, verschieden zu sein

Ein Stimmungs- und Lagebild zur inklusiven Kulturarbeit

in Nordrhein-Westfalen



ibkkubia

IMPRESSUM

Autorin: Dr. Angelika Kordfelder

Die Studie entstand in Mitarbeit von Arne Siebert.

Redaktion: Almuth Fricke, Annette Ziegert

Gestaltung: Janine Hüscher

Herausgegeben von

Institut für Bildung und Kultur e. V.

kubia – Kompetenzzentrum für Kulturelle Bildung im Alter und Inklusion

Küppelstein 34

42857 Remscheid

www.ibk-kubia.de

Bildnachweise: Titel: Martin Langhorst; S. 11: Bruce Naumann, Square Depression/Foto: LWL, Roman Mensing; S. 14: Simon Vogel; S. 18: Birgit Ocken; S. 23: MEYER ORIGINALS; S. 28: Ast/ Juergens, lit.COLOGNE; S. 33: Pedro Malinowski; S. 41: MEYER ORIGINALS; S. 47: tanzhaus nrw: Factory Artists Choy Ka Fai, Claire Cunningham und Ligia Lewis. Foto: A. R.; S. 55: MEYER ORIGINALS; S. 62: Uwe Schinkel; S. 69: Matthias Gräßlin; S. 77: Michael Bause

© kubia 2018

INHALTSVERZEICHNIS

1.	Einleitung	5
2.	Inklusion – ein vielschichtiger Begriff	7
3.	Konzeptentwicklung – Grundüberlegung	12
4.	Methodisches Vorgehen	15
4.1	Ausgangssituation	15
4.2	Zum Einfluss der interviewenden Person	16
5.	Auswertung	19
5.1	Selbstverständnis der Befragten zum Begriff „Inklusion“ bzw. „Inklusive Kulturarbeit“	19
5.2	Inklusion und Ästhetik	24
5.3	Arbeit und Professionalisierung	29
5.4	Inklusiv-kulturelle Netzwerkarbeit und Kooperationen	34
5.5	Chancen und Potenziale inklusiver Kulturarbeit	42
5.6	Herausforderungen inklusiver Kulturarbeit	48
5.7	Zukunft inklusiver Kulturarbeit aus Verbandssicht	56
6.	Zusammenfassende Feststellungen und Ergebnisse	63
7.	Handlungsempfehlungen für eine neue Kultur inklusiven Denkens und Handelns	70
8.	Literaturverzeichnis	79
	Anhang	81
	I Liste der Interviewpartnerinnen und -partner	
	II Interviewleitfaden	

1. EINLEITUNG

„Wenn Sie etwas schön finden, genießen Sie es, und wenn etwas kunstvoll in Ihrem Sinne erscheint, dann ist es kunstvoll und darf es sein, ganz gleich, ob es en vogue ist, von Fachleuten bescheinigte Qualität oder von Herzen erkennbare Schönheit hat.“
(Arne Siebert)

Das Institut für Bildung und Kultur e.V. (ibk) an der Akademie der Kulturellen Bildung des Bundes und des Landes NRW in Remscheid arbeitet seit seiner Gründung im Jahre 1984 in Forschung und Praxis an der Schnittstelle von Kultur, Bildung und Gesellschaft. Der Verein hat das Ziel, Forschungsvorhaben, Qualifizierungsmaßnahmen und Projekte in den Bereichen Kunst, Kultur und Kulturelle Bildung im Zusammenhang von demografischem Wandel und Inklusion zu fördern. Er betreibt seit 2008 das Kompetenzzentrum für Kulturelle Bildung im Alter und Inklusion (kubia), das vom Land Nordrhein-Westfalen gefördert wird.

Zum Aufbau eines Schwerpunktes zum Thema „Inklusion in der Kulturarbeit und Kulturellen Erwachsenenbildung in Nordrhein-Westfalen“ wurde Mitte 2016 die Stelle einer wissenschaftlichen Mitarbeit (50 %) eingerichtet. Zu ihren Aufgaben gehört die Konzeptentwicklung und -umsetzung, der Aufbau eines Netzwerkes auf Landesebene sowie die Zusammenarbeit mit Akteurinnen und Akteuren und Stakeholdern auf Landes- und Bundesebene. Darüber hinaus ist die Erstellung einer Bestandsaufnahme zur Angebots- und Akteurslandschaft in Nordrhein-Westfalen Gegenstand der Tätigkeit.

Überlegungen zu dieser Bestandsaufnahme wurden in Absprache mit dem zuständigen Fachreferat im Ministerium für Kultur und Wissenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen (MKW, vormals MFKJKS NRW) insofern konkretisiert, als die Bestandsaufnahme im Sinne eines Stimmungs- und Lagebildes die aktuelle Situation zur Umsetzung inklusiver Kulturarbeit in Nordrhein-Westfalen spiegeln soll, wobei sich der Fokus auf Erwachsene richtet, und zwar sowohl als Kultur-Rezipienten, -Produzenten und -Vermittelnde. Als Ziele des Verfahrens wurden das Eruiere von Bedarfen festgehalten, die Darstellung guter Praxisbeispiele sowie die Ableitung von Empfehlungen für die zukünftige kulturelle (Bildungs-)Arbeit in einer inklusiven Gesellschaft.

Bei den Gesprächen mit dem Ministerium wurde Inklusion stets als Querschnittsaufgabe definiert, eine Aufgabe, „die automatisch immer mitgedacht werden muss“ und für die es zu sensibilisieren gilt. Deutlich wurde bei allen Gesprächen allerdings auch, dass es nicht leicht fällt, Inklusion präzise zu definieren, da es sich um einen vielschichtigen Begriff handelt.

Bei den in der vorliegenden Studie dargestellten Praxisbeispielen handelt es sich um eine Auswahl, die Anregungen und Ideen für die inklusive Kulturarbeit in den unterschiedlichen Kunstsparten geben soll. Diese Auswahl erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Uns ist bewusst, dass darüber hinaus eine große Vielfalt inklusiver Ansätze im Kulturbereich in Nordrhein-Westfalen praktiziert wird.

2. INKLUSION – EIN VIELSCHICHTIGER BEGRIFF

Der Begriff „Inklusion“ hat seit einigen Jahren auch in Deutschland aufgrund der Ratifizierung der UN-Behindertenrechtskonvention (UN-BRK) durch die Bundesregierung weitreichende öffentliche Bedeutung erhalten, allerdings eine, die sich im Wesentlichen in der aktuellen Diskussion auf die gleichberechtigte Teilhabe von jungen Menschen mit Beeinträchtigungen im (vor-)schulischen Bildungswesen fokussiert. Umgangssprachlich wird hier „Inklusion“ mit „Zugehörigkeit“, also dem Gegenteil von „Exklusion“ gleich „Ausgrenzung“, definiert.

Am 26.03.2009 trat die UN-BRK in Deutschland mit dem Rang eines Bundesgesetzes in Kraft. Die Konvention beinhaltet, „dass alle Menschenrechte und Grundfreiheiten allgemein gültig und unteilbar sind, einander bedingen und miteinander verknüpft sind und dass Menschen mit Beeinträchtigungen der volle Genuss dieser Rechte und Freiheiten ohne Diskriminierung garantiert werden muss“ (UN-BRK, Präambel c). Vordringlich geriet bei der Umsetzung der UN-BRK zunächst der Artikel 24, der sogenannte Bildungs-Artikel in den Blick, der ein integratives Bildungssystem auf allen Ebenen fordert. Hierzu entwickelte der Bund einen Nationalen Inklusionsplan (Bundesministerium für Arbeit und Soziales 2011), und auch auf Länderebene wurden Inklusionspläne verabschiedet. In der Konsequenz änderten die Bundesländer schrittweise ihre Schulgesetze hin zu integrativen Beschulungsmöglichkeiten mit dem Ziel, „Menschen mit Behinderung [...] Zugang zu einem integrativen, hochwertigen und unentgeltlichen Unterricht an Grundschulen und weiterführenden Schulen“ (Art. 24 (2 b) UN-BRK) zu ermöglichen (z.B. 9. Schulrechtsänderungsgesetz NRW).

Die weiteren Artikel der UN-BRK gehen auf die unterschiedlichen Lebensbereiche ein, so etwa die Teilhabe am politischen und öffentlichen Leben (Artikel 29) oder die Teilhabe am kulturellen Leben sowie an Erholung, Freizeit und Sport (Artikel 30). Der Absatz 2 in Artikel 30 verpflichtet die Vertragsstaaten dazu, Maßnahmen zu treffen, „um Menschen mit Behinderungen die Möglichkeit zu geben, ihr kreatives, künstlerisches und intellektuelles Potenzial zu entfalten und zu nutzen, nicht nur für sich selbst, sondern auch zur Bereicherung der Gesellschaft.“ Der Aktionsplan der Landesregierung NRW „Eine Gesellschaft für alle – NRW inklusiv“ (beschlossen am 03.07.2012) berücksichtigt diese Verpflichtungen, fordert insgesamt eine neue Kultur inklusiven Denkens und Handelns und fördert durch gezielte Maßnahmen Entwicklungsimpulse (Ministerium für Arbeit, Integration und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen 2012, S. 37).

Vor diesem Hintergrund ging der vorliegende Arbeitsauftrag an kubia, entsprechend Artikel 30, von der Verpflichtung zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention im Rahmen der Teilhabe am kulturellen Leben aus. Zum Begriff „Inklusion“ findet sich keine eindeutige Begriffsbestimmung in der UN-BRK. Und in der offiziellen deutschen Übersetzung kommt der Begriff „Inklusion“ nicht vor. Er ist nur in der englischsprachigen Version als „inclusion“ oder „inclusive“ zu finden (z.B. „inclusion in society“, Artikel 3 c).

Festgehalten werden kann, dass Inklusion als Grundsatz der UN-BRK in einem allgemeinen Sinne die Einbeziehung in die Gesellschaft bedeutet. Im Bildungsbereich wird Inklusion als Prozess (nicht als Ergebnis) des Eingehens auf die Verschiedenheiten der Bedarfe aller Lernenden gesehen, während Integration die Einpassung von Minderheiten in das Regelsystem vorsieht. Der in der UN-BRK grundlegende Inklusionsbegriff reicht jedoch weit darüber hinaus in alle Dimensionen des sozialen Zusammenlebens. Das Institut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft spricht gar von einem Paradigmenwechsel, weil die Gesellschaft aufgefordert wird, „ihren Umgang mit der Verschiedenheit zu reflektieren und sich im Sinne des gelassenen und akzeptierenden Umgangs mit allen Mitgliedern der Gesellschaft weiter zu entwickeln“ (Institut für Kulturpolitik 2014, S. 9). Daraus ergibt sich die Frage, welche Werteorientierung dem Gedanken einer inklusiven Gesellschaft zugrunde liegt.

Für den Soziologen Martin Kronauer sind die Begriffe Inklusion als Zugehörigkeit und Exklusion als Ausgrenzung „bereits dem Wortsinn nach ebenso sehr Prozess- wie Zustandskategorien“ (Kronauer 2007, S. 7). In einer inklusiven Gesellschaft soll es nicht mehr darum gehen, „Gesellschaftsmitglieder in einen festen Rahmen einzupassen, sondern diesen Rahmen selbst als einen Gegenstand von Aushandlungen zwischen prinzipiell Gleichberechtigten zu verstehen“ (Bude 2015, S. 389).

Anders als bei der Integration in eine normative Gesellschaft geht es bei der Inklusion bei aller Herausforderung der Umsetzung also um prinzipiell kompetente Subjekte und den gemeinsamen Aushandlungsprozess für unsere gemeinsame Gesellschaftsform. Inklusion richtet sich somit an alle Menschen und stellt an alle die Anforderung, aufeinander zuzugehen. Inklusion ist somit auch Haltung und Wertschätzung von Diversität. Es gilt das Postulat: Es ist normal, verschieden zu sein. Jeder ist willkommen. Gute Inklusionspraxis ist somit keine Anwendung von Vorgaben, sondern Verhandlung in der Sache, und „wie die Einbeziehung des jeweils Anderen aussieht, kann man nicht vorwegnehmen“ (Bude 2015, S. 396). Während Integration also von Menschen eine Anpassungsleistung an vorgegebene

„Umweltgegebenheiten“ verlangt, geht der mit der UN-BRK vorgenommene Wechsel zur inklusiven Wahrnehmung der Lebens- und Erlebenswelt davon aus, „dass die soziale und physische Umwelt so gestaltet wird, dass alle Menschen einer Gesellschaft – ob beeinträchtigt oder nicht – ohne besondere Anpassungsleistungen und ohne Diskriminierung in einem „inklusive Gemeinwesen“ zusammen leben können“ (Ministerium für Arbeit, Integration und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen 2012, S. 31). Inklusion in diesem Sinne wird verstanden als sozialpolitische Leitorientierung für unterschiedlichste gesellschaftliche Bereiche, wobei der Sozialethiker Uwe Becker in diesem Zusammenhang die These formuliert, dass von politischer Seite ein Interesse bestünde, den Begriff der Inklusion absichtlich vage und utopisch zu halten, um sich wichtigen handlungsorientierten Fragen nach gesellschaftlichen Ausgrenzungsmechanismen nicht stellen zu müssen. Denn werde Inklusion konsequent durchdacht, so ginge es auch um die Themen „Empathie, Entschleunigung, Solidarität, Konkurrenzreduktion, Toleranz und eine Lebensführung ohne primär ökonomische Rationalität“ (Becker 2015, S. 8 und 18 zitiert nach Knors 2016, S. 12).

Festgehalten werden kann auf jeden Fall, dass der Diskurs zum Themenfeld Inklusion ein großes Potenzial bietet, sich auch visionär mit den Fragen nach unserem zukünftigen sozialen Miteinander auseinanderzusetzen. Und dieses betrifft eben auch den Kulturbereich.

Um für die abstrakten gesamtgesellschaftlichen Konzepte von „Inklusion und Exklusion“ eine handlungsorientierte Übersetzung zu schaffen, bedient sich der Soziologe Peter Bartelheimer der Begriffe „Teilhabe und Ausgrenzung“ (Bartelheimer 2005, S. 91). Die Verwendung des Begriffs „Teilhabe“ bietet auch den Vorteil, dass dieser in der aktuellen öffentlichen und auch politischen Diskussion in vielfältigen Zusammenhängen angewandt wird und immer auch ein aktives, handelndes Subjekt unterstellt. Zu finden ist diese Begrifflichkeit auch im Kulturbereich, insbesondere im Zusammenhang mit „Partizipation“. Im Kulturbereich hat in den 1970er Jahren bereits Hilmar Hoffmann die „Kultur für alle“ sowie „Kultur von allen“ postuliert (Hoffmann 1979). Insoweit kann man ihn durchaus als Vorreiter einer inklusiven Orientierung im Bereich kultureller Bildung bezeichnen, wenngleich der Ausgangspunkt für die Erweiterung des ursprünglich engen bildungsbürgerlichen Kulturbegriffs zu dieser Zeit die Forderung nach einer Demokratisierung der Gesellschaft durch Kultur und der Demokratisierung von Kultur war, und keineswegs der Fokus auf der Teilhabe von Menschen mit Behinderungen lag. Gleichwohl waren bzw. sind Partizipation, Gleichberechtigung, Emanzipation und Identitätsfindung für alle Menschen zentrale Begriffe, damals wie in der aktuellen Diskussion.

Dieser neuen Kultur inklusiven Denkens und Handelns auch und gerade im Kulturbereich wird über den Aktionsplan NRW durch die Feststellung Rechnung getragen, dass es bei künftigen Aktivitäten auch darum gehen muss, „Menschen mit Behinderungen stärker aktiv am bürgerschaftlichen kulturellen Engagement teilhaben zu lassen, sie auch als Akteure einzubeziehen“ (Ministerium für Arbeit, Integration und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen 2012, S. 161). Deshalb ist es nun folgerichtig, die Angebots- und Akteurslandschaft im Bereich inklusiver Kulturarbeit in Nordrhein-Westfalen weitergehend zu beleuchten und ergänzend zu bereits existierenden abgeschlossenen oder laufenden Untersuchungen Dritter zur inklusiven Kulturarbeit mit Kindern und Jugendlichen oder zu Fragen der baulichen Zugänglichkeit mit einem Stimmungs- und Lagebild zu „Kultur und Inklusion in Nordrhein-Westfalen“ mit dem Fokus auf erwachsene Kultur-Rezipienten, -Produzenten und -Vermittelnde fortzufahren.



LWL-MUSEUM FÜR KUNST UND KULTUR, MÜNSTER

Barrierefreie App Skulptur Projekte 2017

Initiiert von Klaus Bußmann und Kasper König werden seit 1977 in einem Rhythmus von zehn Jahren internationale Künstlerinnen und Künstler eingeladen, Kunstwerke für den Münsteraner Stadtraum zu entwickeln. Das internationale Kunstereignis zieht Besucherinnen und Besucher aus der ganzen Welt an. Für die Skulptur Projekte 2017 entstanden über 30 künstlerische Positionen zwischen Bildhauerei und performativer Kunst, die vom 10. Juni bis zum 1. Oktober 2017 zu sehen waren. Um nicht nur Gästen unterschiedlicher Länder den Zugang zu den Werken zu erleichtern, sondern auch Gehörlosen, Blinden, Menschen mit Lernschwierigkeiten und Geflüchteten, konnten über eine App Texte zu den einzelnen Werken in neun Fremdsprachen (von Englisch über Chinesisch bis Farsi) abgerufen werden ebenso wie in Gebärdensprache, in Leichter Sprache und per Audiokanal. Für Besucherinnen und Besucher mit Mobilitäts- und Seheinschränkungen wurden Hinweise beispielsweise zur Bodenbeschaffenheit der Skulpturenorte gegeben.

www.skulptur-projekte-archiv.de

3. KONZEPTENTWICKLUNG – GRUNDÜBERLEGUNG

Voraussetzung für die Erstellung einer entsprechenden Bestandsaufnahme zur Angebots- und Akteurslandschaft in NRW war zunächst die Grundlegung der bisherigen rechtlichen Rahmenbedingungen zur Inklusion, die Sichtung weiterer einschlägiger Fachliteratur sowie eine Recherche zur Akteurslandschaft in Nordrhein-Westfalen. Besondere Berücksichtigung fanden dabei der Abgleich mit dem schon zitierten Aktionsplan „Eine Gesellschaft für alle. NRW inklusiv“ (Ministerium für Arbeit, Integration und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen 2012), dem Kulturfördergesetz und dem Kulturförderplan 2016-2018 des Landes Nordrhein-Westfalen (Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen 2016). Angesichts der vorgegebenen Rahmenbedingungen, die sich u.a. auch auf den zeitlichen Einsatz des wissenschaftlichen Mitarbeiters bezog, wurde zusammen mit dem Fachreferat des zuständigen Ministeriums entschieden, keine flächendeckende Vollerhebung zum Status inklusiver spartenspezifischer Kulturarbeit im Erwachsenenbereich durchzuführen, sondern über eine nicht-repräsentative Befragung von Kulturverbänden der verschiedenen Sparten und weiteren Multiplikatoren ein „Stimmungs- und Lagebild“ zur inklusiven Kulturarbeit in Nordrhein-Westfalen zu erarbeiten.

Als Interviewpartnerinnen und -partner wurden daher Vertreterinnen und Vertreter der Landes-Kunst- bzw. -Kulturverbände ausgewählt. Gespräche mit politisch-administrativ Handelnden rundeten den ganzheitlichen Blick auf inklusive Kulturarbeit mit Erwachsenen in Nordrhein-Westfalen ab (Landschaftsverband Rheinland, Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Inklusionspolitischer Sprecher des Landes Nordrhein-Westfalen, Landesbeauftragte für Menschen mit Behinderungen). Die Übersicht über die Interviewpartnerinnen und -partner ist der Studie als Anhang 1 beigelegt.

Für den Interviewleitfaden wurden folgende Schwerpunktthemen festgelegt:

- Selbst-Verständnis der Befragten zum Begriff „Inklusion“
- Inklusion und Ästhetik (neue Ausdrucksformen kultureller Betätigung)
- Arbeit und Professionalisierung (Beschäftigungssituation, Weiterbildungsanforderungen)
- Netzwerkarbeit und Kooperationen
- Chancen und Potenziale inklusiver Kulturarbeit

- Herausforderungen inklusiver Kulturarbeit
- Zukunft inklusiver Kulturarbeit aus Verbandssicht

Der Leitfaden zur Durchführung der Interviews ist als Anhang 2 beigelegt.

Durch die vorherige telefonische Kontaktaufnahme mit den potenziellen Interviewpartnerinnen und -partnern bestand bereits die Möglichkeit, auf den angestrebten Aufbau eines Netzwerkes auf Landesebene und die weitere Zusammenarbeit mit Akteurinnen und Akteuren und Stakeholdern auf Landes- und Bundesebene hinzuweisen. Über die Begegnungen bei den Interviews konnte diese Absicht noch vertieft werden. Alle interviewten Personen bestätigten die Notwendigkeit solcher Netzwerke und können als Interessenten jederzeit wieder angesprochen werden.



KUNSTHAUS KAT18, KÖLN

Ausbildungsstätte für angewandte und bildende Kunstschaffende mit Behinderung

Im Atelierhaus KUNSTHAUS KAT18 mit angegliedertem Ausstellungsraum und inklusivem Café arbeiten rund 24 angewandte und bildende Künstlerinnen und Künstler mit Behinderung unter professioneller Begleitung. Voraussetzung für einen Atelierplatz ist besonderes künstlerisches Talent und die Teilnahme an einem speziellen künstlerischen Auswahlverfahren. Träger des KAT18 sind die Gemeinnützigen Werkstätten Köln GmbH. Das KUNSTHAUS ermöglicht begabten Künstlerinnen und Künstlern, denen der Zugang zu künstlerischen Ausbildungsorten aufgrund von Lernschwierigkeiten in der Regel verschlossen bleibt, in hochwertigen Produktionsräumen zu arbeiten. Es wird dafür gesorgt, dass die Künstlerinnen und Künstler ihr Talent entfalten können und ihre Produktionen an etablierten Kunstorten wie der Bundeskunsthalle, Kolumba oder dem Kunstmuseum Bonn gezeigt werden.

www.kunsthaukat18.de

4. METHODISCHES VORGEHEN

4.1 Ausgangssituation

Zur Erstellung des gewünschten Stimmungs- und Lagebildes im Bereich inklusiver Kulturarbeit in Nordrhein-Westfalen wurden von August 2016 bis April 2017 spartenspezifisch strukturiert 19 Experteninterviews mit insgesamt 21 Gesprächspartnerinnen und -partnern auf der Grundlage eines Gesprächsleitfadens durchgeführt. Explizit gefragt wurde nach Angeboten, Bedarfen und Herausforderungen im Handlungsfeld inklusiver Kulturarbeit aus Sicht der befragten Akteurinnen und Akteure. kubia orientierte sich hierbei an den Anforderungen des Ministeriums, eine qualitative inhaltliche Erfassung vorzunehmen. Die Interviews wurden von dem wissenschaftlichen Mitarbeiter Arne Siebert, M.A. konzipiert, durchgeführt und teil-transkribiert. Die Auswertung der Interviews für die vorliegende Studie übernahm die Erziehungswissenschaftlerin Dr. phil. Angelika Kordfelder.

Die Organisation und Durchführung inklusiver Kulturangebote sowie die Wahrnehmung von Gestaltungsspielräumen im Handlungsfeld Kunst und Kultur hängt wesentlich ab von aktiven, innovativen Handlungsfeld-Akteurinnen und -Akteuren, hat also auch mit der Sichtweise der beteiligten Individuen zu tun. Die Wechselwirkung rechtlicher Bestimmungen und zeitlich bedingter Orientierungs- und Handlungsmuster sowie gesamtgesellschaftlicher Werteprozesse wird jeweils in unterschiedlichem Maße und in individueller Schwerpunktsetzung reflektiert. Um einen solchen Wirkungszusammenhang deutlich zu machen, ist es sinnvoll, qualitative Erhebungs- und Auswertungsmethoden anzuwenden. Grundprinzip qualitativer Forschung ist es, die Zielpersonen nicht zum Forschungsobjekt zu machen, d.h. nicht über ihre eigenen Interessen und ihre Rechte als Person hinwegzusehen. Die Zielpersonen werden als Partnerinnen und Partner gesehen, in deren Interesse die Forschung durchgeführt wird. Ein weiterer Schwerpunkt liegt in der Betonung der Ganzheitlichkeit des Menschen. Daraus ergibt sich die Forderung, analytische Trennungen in Lebensbereiche wieder aufeinander zu beziehen und in einer ganzheitlichen Form zu interpretieren. Wichtig ist zudem die Offenheit in der Strukturierung des zu erforschenden Problems. Vor dem Hintergrund dieses Anspruchs hat qualitative Sozialforschung in sich einen inklusiven Anspruch. Insofern wird auch der kubia-Forschungsanspruch, nämlich der des inklusiven Vorgehens, in vollem Umfang dem des Auftragsanspruchs gerecht. Qualitative Sozialforschung sieht Gegenstände und Aussagen als kontextabhängig. Die Bedeutung einer sprachlichen Äußerung ist an den Kontext gebunden, etwa an

die Intention von Sprechendem und Hörendem und deren Beziehung. Sie ist ohne diesen Kontext nicht fassbar. Wesentlich ist das Zulassen von Ambivalenzen, keine Forderung nach einem einheitlichen Ergebnis. Qualitative Forschung bedeutet teilnehmende Forschung und ist in diesem Sinne prozesshaft. Sie muss den Blick auf Veränderungsprozesse und die Entstehungsgeschichte der erforschten Gegenstände richten. Letztlich verändert diese Forschung selbst die Gegenstände.

Vor dem Hintergrund dieser Prinzipien hat sich das Institut für die Durchführung teilstandardisierter Experteninterviews auf der Grundlage eines Leitfadens entschieden. Bei den durchgeführten Interviews handelt es sich um einmalige mündliche Einzelbefragungen. Die Interviews orientierten sich zwar an einem Leitfaden, ließen in der Befragungsart die Befragten jedoch möglichst frei zu Wort kommen, um einem offenen Gespräch nahezukommen, aber zentriert auf eine bestimmte Interessenlage. Die Auswahl der Interviewpartnerinnen und -partner erfolgte danach, welche spartenspezifischen Multiplikatoren über ein bestimmtes Handlungsfeld von Kunst und Kulturarbeit besonders zur Aussage befähigt sein würden, d.h. es wurden zumeist Kultur-Verbände auf Landesebene in den Blick genommen. Ergänzt wurde das Setting durch Interviews mit einzelnen Akteurinnen und Akteuren aus Wissenschaft und Politik. Die Interviewtermine wurden (mehrheitlich) jeweils vom Interviewer telefonisch vereinbart. Es wurde auf die Schwerpunkte des Interviewleitfadens eingegangen und vereinbart, dass das Interview digital mitgeschnitten werden konnte. Der Zeitrahmen für die Interviews wurde jeweils auf maximal 90 Minuten festgelegt, konkretisierte sich in der Umsetzung aber zumeist auf 45 bis 60 Minuten. Eines von 19 Interviews erfolgte aufgrund zeitlicher und persönlicher Gründe der zu interviewenden Person telefonisch. An die Durchführung der Interviews schloss sich eine Teil-Transkription aller Aufnahmen der Gespräche in den wesentlichen Aspekten an. Sodann wurde eine themenzentrierte Auswertung vorgenommen. An die nunmehr vorgelegte, dem Raster des Interviewleitfadens entsprechende Auswertung mit Hinweisen auf Beispiele guter Praxis schließen sich zusammenfassende Feststellungen bzw. Ergebnisse an, die in Vorschlägen für ein weiteres mögliches Vorgehen im Handlungsfeld inklusiver Kulturarbeit münden.

4.2 Zum Einfluss der interviewenden Person

An den Interviewer oder die Interviewerin in einem qualitativen Interview werden widersprüchliche Anforderungen gestellt. Er bzw. sie soll auf die Befragten eingehen, gleichzeitig eigene Deutungen und Werthaltungen zurücknehmen, aber auch

ein Verhalten an den Tag legen, welches sich an Regeln der Alltagskommunikation orientiert, ein flüssiges Gespräch möglich macht und offene Aussagen schafft. Der Interviewer soll durch geschickte Gesprächsführung die Spontaneität fördern, ohne den Leitfaden aus den Augen zu verlieren. Dabei entsteht auch das Problem, dass die Interviewsituation eine soziale Interaktion ist, in der die Darstellung der Befragten von ihrer Wahrnehmung des Interviewenden und dessen Erwartung abhängig ist. Allgemein kann gesagt werden, dass aufgrund wahrgenommener oder vermuteter Merkmale sozialer Zugehörigkeit wie Geschlecht, Alter und Bildung Antworten anders ausfallen. So wird tendenziell eher in Richtung auf die vermutete Einstellung des Interviewenden geantwortet. Diese Situation ist unvermeidlich, und in der Wissenschaft wird erklärt, dass sich der Forscher einer Etikettierung nicht entziehen könne, er könne nicht als ‚gesichtsloses‘ Instrument auftreten. Eine Möglichkeit, die Einflüsse der Erwartungen und signalisierten Deutungen des Interviewenden kalkulierbar zu machen, ist es, sie offenzulegen.

Im vorliegenden Fall ist die Situation eingetreten, dass die Befragung zum Bereich „Inklusion“ von einem blinden Interviewer vorgenommen wurde, ohne dass dieser im Vorfeld auf seine Beeinträchtigung, die daraus resultierende Notwendigkeit einer Assistenz und eine zusätzliche besondere Art der Dokumentation durch die Brailletastatur hingewiesen hatte. Der Interviewer war von der Hypothese ausgegangen, dass in einer inklusiven Arbeitswelt Diversität auch bei den Interviewpartnerinnen und -partnern selbstverständlich ist und deshalb die spezifische Situation eines blinden Interviewers nicht extra im Vorhinein beschrieben werden müsse. Insoweit ist bei dieser Befragung das Phänomen des „sozial erwünschten Antwortverhaltens“ zu berücksichtigen. Dies bedeutet, dass sich Interviewte in einer Befragungssituation oft nicht so verhalten, wie sie sich im Alltag tatsächlich verhalten, sondern so, wie sie meinen, sich verhalten zu müssen, um im Auge des Befragers „gut dazustehen“, zumindest aber nicht allzu sehr anzuecken. Sie geben eine ihrer Meinung nach sozial erwünschte Antwort ab. Sozial erwünschtes Antwortverhalten kann durchaus empirische Forschungsergebnisse verzerren. Da es sich im vorliegenden Fall jedoch um eine nicht-repräsentative Befragung im Sinne eines exemplarischen Stimmungs- und Lagebildes handelt, kann dieses Phänomen hier vernachlässigt werden. Gleichwohl scheint es an dieser Stelle von Bedeutung, für weiteres Forschungsvorgehen darauf hinzuweisen, dass in der Erhebungssituation begonnen werden muss, ein gemeinsames Vorverständnis zu erarbeiten und Widersprüchlichkeiten in Deutungen und Orientierungen im Gespräch durch Nachfragen offenzulegen.



KUNST- UND AUSSTELLUNGSHÄUSER IN BONN, DUISBURG, MÜNSTER

Gehörlose und schwerhörige Kunst- und Kulturvermittelnde

Einige Kunst- und Ausstellungshäuser in Nordrhein-Westfalen, wie die Bundeskunsthalle Bonn, das Lehmbruck Museum in Duisburg und das LWL-Museum für Kunst und Kultur in Münster bieten Führungen in deutscher Gebärdensprache (DGS) an, die auf Honorarbasis von gehörlosen und schwerhörigen Kunst- und Kulturvermittelnden geleitet werden. Um deren Arbeit zu qualifizieren und den Kreis der gehörlosen und schwerhörigen Kunst- und Kulturvermittlerinnen und -vermittler zu erweitern sowie die Nachfrage gehörloser und schwerhöriger Ausstellungsbesucherinnen und -besucher zu steigern, entwickelten Birgit Ocken, Integrative Persönlichkeits- und Projektarbeit, und Annette Ziegert, KunstvermittelnHeute, eine spezielle Fortbildung.

www.bundeskunsthalle.de | www.lehmbruckmuseum.de |
www.lwl.org/LWL/Kultur/museumkunstkultur/

5. AUSWERTUNG

5.1 Selbstverständnis der Befragten zum Begriff „Inklusion“ bzw. „Inklusive Kulturarbeit“

Nach ihrem Selbstverständnis zum Begriff „Inklusion“ gefragt, zeigt sich in den Antworten der interviewten Personen zunächst eine Bandbreite von Interpretationen. Die Antworten reichen von einer engen, auf „Menschen mit Beeinträchtigungen“ fokussierten Begrifflichkeit über „Partizipation von Menschen mit ihren individuellen Fähigkeiten“ bis hin zu einer soziologischen Definition von „Zugehörigkeit in einer Gesellschaft von Gleichberechtigten“.

Treffend bringt eine Interviewpartnerin die Bandbreite zwischen einem engeren und einem erweiterten Inklusionsbegriff wie folgt auf den Punkt: „Die Definition des Inklusionsbegriffs kommt auf den Kontext an. Wenn ich das Gefühl habe, ich bewege mich in einem Projekt in einer sonder- oder heilpädagogischen Denkweise oder im Bereich der Disability Studies, richte ich mich schon eng an der UN-BRK aus, weil ich auch einfach finde, viele Sachen sind da treffend auf den Punkt formuliert. Vom soziologischen Verständnis her würde ich als Person immer einen sehr erweiterten Inklusionsbegriff benutzen wollen. Ich glaube, dass eigentlich alle Leute unterschiedliche oder mehrere Inklusionsbegriffe benutzen, je nachdem, in was für einem Kontext sie sich bewegen, aber ich glaube, dass das vielen Menschen nicht bewusst ist. Die meisten Leute, die sich intensiver mit Inklusion beschäftigen, die werden alle früher oder später sagen oder darauf kommen, dass sie eigentlich von einem erweiterten Inklusionsverständnis ausgehen, interessanterweise auch Leute, die aus dem Bereich Behindertenarbeit oder Behindertenhilfe kommen.“

Eben diese Einschätzung kann durch die Interviews belegt werden. Selbst wenn die Befragten sich zunächst in der Beantwortung auf die Einbeziehung von Menschen mit Beeinträchtigungen konzentrieren, so gehen sie doch im Verlauf ihrer Ausführungen von einem erweiterten Inklusionsbegriff im Sinne einer „Vielfalt von Gesellschaft“ aus. Lediglich in vier der 19 geführten Interviews bildet die Integration von Menschen mit Beeinträchtigungen den Schwerpunkt des Gesprächs, weil hier die Zuständigkeiten der Gesprächspartnerinnen und -partner von Amts wegen auf die Unterstützung im Bereich Behindertenhilfe ausgerichtet ist. Alle anderen Gespräche münden letzten Endes in einer erweiterten Definition von „Inklusion als gesamtgesellschaftliche Herausforderung, auch der Integration Geflüchteter,

Bewältigung des demografischen Wandels, Altenarbeit oder bildungsbenachteiligter junger Menschen.“ Oder wie ein weiterer Gesprächspartner es ausdrückt: „Inklusion bedeutet Vielfalt. Inklusion gilt nicht nur für Menschen mit Behinderung, sondern heißt Teilhabe für alle, auch für Menschen, die aus einem eher prekären Verhältnis kommen oder Menschen mit Migrationshintergrund. Genau diese Diversität, genau diese Öffnung ist ein Teil einer demokratischen gesellschaftlichen Struktur.“

Auf demokratische Wertorientierungen hebt auch ein weiterer Gesprächspartner ab, wenn er sagt: „Inklusion bedeutet für mich, alle Menschen, sogenannte Behinderte, sogenannte Flüchtlinge, sogenannte Drogenabhängige, sogenannte Zigeuner, sogenannte Homos, sogenannte Frauen, sogenannte Jugendliche und Kids sind gemeint. Also, wir arbeiten ganz bewusst mit diesem erweiterten Inklusionsbegriff, weil die Grenzen fließend sind.“

Insgesamt kann konstatiert werden, dass alle Interviewten ein hohes Maß an Reflexionskompetenz zeigen. Mehrere Male kommt zu der Frage zum Inklusionsbegriff die Gegenfrage: „Soll es hier um eine engere oder weitere Auslegung des Inklusionsbegriffes gehen?“ Und auch, wenn aus Verbandssicht in einem Interview konstatiert wird, „Inklusion ist kein Thema, wonach akut seitens der Mitglieder nachgefragt wird“, so ergänzt doch die Interviewpartnerin ihre Aussage mit dem persönlichen Selbstverständnis: „Ich persönlich bin aufgrund von positiven Erfahrungen der Meinung, dass Inklusion in Bibliotheken zum Selbstverständnis gehört und keine Schwierigkeiten verursacht. Ich sehe es so, dass Menschen mit Behinderung zur Gesellschaft dazugehören.“

„Ich glaube, wir müssen dahin kommen, dass man unter dem Begriff Inklusion beides versteht“, so ein Gesprächspartner. Er meint hier die Herausforderungen, geflüchtete Menschen ebenso wie Menschen mit Beeinträchtigungen als Teil des gesellschaftlichen Prozesses zu verstehen, und er ergänzt: „Da müssen wir hin, da sind wir aber nicht. Das Thema wird uns erhalten bleiben.“ Das bestätigen ebenso die beiden Landschaftsverbände LWL und LVR durch die Aussage: „Durch unsere übergeordneten Aufgaben (Behindertenhilfe u.a.) ist Inklusion weder ein Rand- noch ein Modethema.“

Die obigen Aussagen geben ein aktuelles Stimmungsbild der Interviewten zum Verständnis der Begrifflichkeit von „Inklusion“ wieder, haben allerdings keine Allgemeingültigkeit. Aufgrund seiner bisherigen Erkenntnisse fasst ein Interviewter die Lage in Nordrhein-Westfalen wie folgt zusammen: „In NRW gibt es viel Bewusstsein für Inklusion, es wird mitgedacht, es läuft mit. Aber es wird nicht besonders thematisiert.“

-
- „Inklusion beginnt im Kopf, an der eigenen Haltung, erst einmal die zu verändern.“
 - „Inklusion ist eine Möglichkeit, diese Barrieren in den Köpfen – es sind ja meistens Barrieren in den Köpfen und erst dann in der Architektur – abzubauen.“
 - „Inklusion ist die Teilhabe-Möglichkeit für alle gesellschaftlichen Schichten, in die Häuser (Museen) zu kommen.“
 - „Wir sprechen in der aktuellen Inklusionsdebatte über einen gesellschaftlichen Veränderungsprozess.“
 - „Ich meine, es gibt gar keinen Weg mehr zurück aus dieser neuen Denk-Kultur.“

Diese Aussagen spiegeln die Wertigkeit, die die Gesprächspartnerinnen und -partner dem Thema beimessen.

Auf die Wertigkeit inklusiver Kulturarbeit wird in diesem Kontext ebenfalls abgehoben: „Inklusion kann besser werden durch künstlerische Methoden, weil ich glaube, dass gemeinsam gestaltete künstlerische Prozesse eine ganz direkte Begegnung zwischen Menschen ermöglichen, die es in keinem anderen Feld gibt außer im künstlerischen, weil man im gemeinsamen Kunstschaffen eine Begegnung hat, die sehr unabgelenkt ist von der Persönlichkeit.“

Ein weiterer Gesprächspartner beschreibt die Bedeutung inklusiver Kulturarbeit am Beispiel eines „Multi-Inklusions-Projekts“: „Es gab in Führungsstrichen normale Tänzer, es gab einen wunderbaren Down-Syndrom-Tänzer, es gab auch Blinde, es gab Übersetzungen mit auf der Bühne als Teil der künstlerischen Performance, es gab eine Kabine, in der noch einmal Übersetzungen gemacht wurden in einer anderen Sprache, eine Vielfalt an Möglichkeiten – in einem perfekten Miteinander, auch mit hohem künstlerischen Perfektionsgrad, das hat ganz großartig funktioniert.“

„Durch zunehmende psychische Erkrankungen, den demografischen Wandel und Migration gibt es einen größeren Bedarf an inklusiver Kulturarbeit, denn Kultur kann die Verständigung jenseits der Sprache fördern“, so einer der Kulturakteure. Und eine andere Befragte ergänzt, „unser Ding ist ja die Vermittlungsarbeit, nicht Architektur. Das ist ja auch unser Kerngeschäft, die mediale Vermittlung, Gebärdensprache, Tastmodelle... Ich würde stärker noch auf die verbale oder handlungsorientierte Vermittlung abheben. D.h. dass die Besucher selbst etwas tun, also selbst schöpferisch tätig sind. Wir arbeiten auch mit Geflüchteten oder allgemein gesellschaftlicher Vielfalt – ethnisch, religiös, kulturell. Was ist jetzt inklusiv? Ich glaube,

wir haben den Spagat in den Museen zwischen Inklusion und zielgruppenspezifischer Arbeit, weil: Einerseits machen wir Angebote, die inklusiv sind, d.h. für einen großen Teil der Bevölkerung gelten. Andererseits sollen wir aber schauen, dass wir unsere Zielgruppen sehr genau erschließen. Zielgruppenspezifisch arbeite ich also exklusiv: Nehmen wir z.B. eine Führung in einfacher Sprache. Die ist für bestimmte Leute, die ins Museum kommen, sehr geeignet, für andere eine Unterforderung. Mit diesem Spagat umzugehen ist eine große Herausforderung.“

„Für mich ist es eine ganz wichtige Geschichte, dass wir Foren schaffen, wo Menschen mit und ohne Behinderung sich begegnen, so dass es eigentlich keine Rolle spielt, ob ich jetzt behindert oder nicht behindert bin. Das entspricht auch unserem Menschsein, also der tolerante, offene, selbstverständliche Umgang mit Vielfalt. Inklusiver Kulturarbeit ist eigentlich ganz nah an dem, was Menschsein ausmacht, nämlich Vielfalt“, so schließt eine Kulturverantwortliche diesen Befragungsaspekt ab.

Zusammenfassend zeigt sich, dass der Inklusionsbegriff von den Gesprächspartnerinnen und -partnern in umfassenderem Sinne verstanden wird und sich nicht ausschließlich auf die Gruppe von Menschen mit Beeinträchtigungen bezieht. Vor dem Hintergrund einer demokratischen Werteorientierung bedeutet Inklusion Vielfalt. Im Sinne inklusiver Kulturarbeit geht es um eine Vielfalt von kulturellen und künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten, die als eine Chance für die gesellschaftliche Weiterentwicklung zu sehen sind, aber auch eine Herausforderung in der Umsetzung beinhalten. Inklusiver Kulturarbeit wird hier unter anderem als Methode verstanden, Verständigung jenseits der Sprache zu fördern. In der Gesamtheit gilt bei den Interviewten das Postulat: Es ist normal, verschieden zu sein!



SOMMERBLUT KULTURFESTIVAL e. V., KÖLN

Spartenübergreifendes inklusives Festival

Das spartenübergreifende inklusive Festival der Multipolarkultur Sommerblut findet seit 2002 einmal pro Jahr in Köln statt. Das Programm setzt sich aus Eigen- und Fremdproduktionen mit nationalen und internationalen Künstlerinnen und Künstlern unterschiedlichster Voraussetzungen sowie Expertinnen und Experten ihrer eigenen Lebenswelten zusammen. Der Inklusionsbegriff ist weit gefasst und bezieht sich sowohl auf körperliche und kognitive Merkmale als auch auf Lebensformen, Kulturen, Wertesysteme und Traditionen. Das Festival bietet auch denjenigen eine Bühne, die eine hohe künstlerische Begabung haben, aber aufgrund standardisierter Ausbildungswege kaum oder keinen Zugang zu Auftritten haben. Bespielt werden Orte, die dem etablierten Kulturbetrieb zuzuordnen sind, ebenso wie Off-Theater und unkonventionelle Spielstätten.

www.sommerblut.de

5.2 Inklusion und Ästhetik

Die Frage nach dem Selbstverständnis inklusiver Kulturarbeit führte in allen Gesprächen zu Diskussionen, wie die Begriffe „Kultur/Kulturarbeit“, „Kunst“ und „Ästhetik“ definiert werden.

Gemeinsam war den Interviewten die Interpretation von Kulturarbeit als künstlerische oder kulturelle Vermittlungsmethode bzw. Vermittlungsarbeit.

Ästhetik wiederum bedeutet wörtlich Lehre von der Wahrnehmung bzw. vom sinnlichen Anschauen. Ästhetisch ist demnach alles, was unsere Sinne bewegt, wenn wir es „betrachten“: Schönes, Hässliches, Angenehmes und Unangenehmes.

Deshalb waren für das Abbild der Stimmungslage von ergänzendem Interesse, in der Kombination von „Inklusion und Ästhetik“ (hier mit Schwerpunkt auf Menschen mit Beeinträchtigungen) Antworten zu erhalten auf die Fragen, ob „Behinderung“ in bisherige ästhetische Konzepte eingebunden ist bzw. wird, etwa bei der Pflege von Kulturgut, und ob Aspekte von Behinderung im Sinne von Individualität Teil einer (neuen) Ästhetik in der Kunst sind bzw. werden könnten.

Auf die Frage nach der Einbindung von „Behinderung“ in bisherige ästhetische Konzepte erhielt der Interviewer von einem Gesprächspartner Anregungen für mögliche weitergehende Diskussionen. Dieser äußerte sich wie folgt: „Wenn ich mir die Größen im Bereich Kultur und Musik der letzten Jahrhunderte anschau, dann sind ja sehr viele Menschen dabei, die selbst auch eine Behinderung hatten oder von Behinderung bedroht waren, sei es, dass sie nicht richtig sehen konnten, nicht richtig hören konnten, sei es, dass sie psychisch erkrankt waren. Das heißt: In der Kultur- und Kunstszene war das Anderssein schon immer eine Normalität. Es wurde nur nicht darüber diskutiert, das war opportun, darüber zu diskutieren. Es gibt nicht die ‚Behinderung‘ und es gibt nicht die ‚Behinderten‘. Es gibt viele Menschen, das sind alles Individuen, und jedes dieser Individuen hat seine eigene Darstellungsmöglichkeit. Ich würde nicht sagen, dass Behinderung etwas ausgrenzt, sondern eine Behinderung bietet andere Möglichkeiten im Kunst- und Kulturbereich. Und dass das funktioniert, kann man an den vielen Projekten, die es heute im Lande gibt, sehen. Letztendlich übersehen die Kritiker inklusiver Kulturarbeit, die in inklusiver und interkultureller Arbeit einen Identitätsverlust der eigenen Kultur sehen, schon seit Jahrhunderten, dass es ja genau anders herum ist: Wer hat denn über die Behinderung von Beethoven gesprochen? Kein Mensch. Alle haben über seine herausragende Leistung gesprochen. Und ich glaube, es geht darum, die Potenziale, die

Möglichkeiten, die da sind, auch im kulturellen Bereich nach vorne zu schieben und nicht um die Frage: Wie sind die letztendlich durch wen zustande gekommen? Also Kultur und Kunst darf ja kein Ausschlusskriterium sein nur für bestimmte Gruppen. Ganz im Gegenteil: Ich erlebe Kultur und Kunst als Avantgarde, als etwas, was sich schon immer geöffnet hat.“

Auch in der Interpretation der Interviews weiterer Kulturakteurinnen und -akteure findet sich die Sichtweise, dass in der Kultur- und Kunstszene „das Anderssein schon immer Normalität“ war.

Antworten zu der Frage, ob Aspekte von Behinderung im Sinne von Individualität Teil einer (neuen) Ästhetik in der Kunst sind oder werden können, konzentrierten sich allerdings schwerpunktmäßig auf zeitgenössische und neue Kunstformen.

„Von der Theorie aus gesehen sagen wir, dass man im zeitgenössischen Tanz immer mit dem arbeitet, was möglich ist“, so erklärt es ein Experte, und er fährt fort: „Beziehungsweise mit den Menschen, die tanzen, arbeitet man und guckt, dass man da eine Ästhetik schafft, die da gerade möglich ist, oder gewollt ist. In der Praxis aber kriegen wir immer wieder Berichte, dass man sagt: Unter Tanzen habe ich mir jetzt was Anderes vorgestellt, und Tanzen kenn‘ ich aber ganz anders. Das sind so die Sehgewohnheiten eigentlich des Publikums. Also ich glaube, dass Tänzer, Choreografen, Tanzpädagogen, also die mit zeitgenössischem Tanz arbeiten, da ganz wenig Berührungängste haben, dass aber die Sehgewohnheiten vom Publikum oft eine andere Art von Sehgewohnheiten sind.“

Zu der gleichen Einschätzung kommt auch ein Gesprächspartner aus dem Bereich der Musik: „Das Konzertrepertoire ist halt bestimmt von längst geschriebenen Werken, die für eine bestimmte Besetzung vorgesehen sind und mit der Besetzung für eine bestimmte Spielweise vorgesehen sind. Da wird man nicht viel machen können, nachträglich der Interpretation einer Beethoven-Symphonie einen neuen Zugang für Behinderungen zu verschaffen, höchstens durch elektronische Hilfsmittel. Aber man wird, glaube ich, das Publikum nicht wirklich dafür gewinnen können. Aber was das kreative musikalische Schaffen der Gegenwart angeht, da habe ich sowieso den Eindruck, dass die Art der Klangerzeugung immer differenzierter, immer vielfältiger wird. Es braucht, denke ich, gar nicht mal unbedingt bewusste inklusive Ansätze, sondern ganz von allein als ästhetische Herausforderung wird es den Leuten selbstverständlich, die Instrumente immer verschieden zum Schwingen zu bringen und auch immer mehr Gegenstände zum Instrument zu erklären, die eigentlich gar nicht als festes Instrument gedacht gewesen sind. In diesen ganzen

Förderprojekten, die wir haben, die versuchen, Musik mit geflüchteten Menschen zu betreiben, ist der Ansatz, vielfältigste Klangerzeugung mit den unterschiedlichsten Gegenständen zu verwenden, schon selbstverständlich. Man kann es gar nicht mehr als Besonderheit herausstellen. [...] Das gehört eigentlich auch zur zeitgenössischen Musik, dass moderne Spieltechniken dann auch angewandt werden. Und das gilt, glaube ich, ganz selbstverständlich nicht nur für die komponierte neue Musik, sondern auch für die akustische Kunst, für den ganzen Bereich der Soundscapes, für die Weltmusik und auch für den Jazz.“

Es folgt noch der Hinweis auf Vorschriften zur Aufführung von geschriebenen Werken in Konzertprogrammen in bestimmter Form und die Orientierung an den hergebrachten Rezeptionsgewohnheiten des Publikums. Hierauf heben im Übrigen einige der Interviewten ab.

Und fortlaufend wird die Frage nach der Qualität von Kunst thematisiert, etwa wenn eine Interviewpartnerin, gefragt nach Vorgaben der Geldgeber, erklärt, es gäbe keine inhaltlichen Vorgaben, „abgesehen von einem Anspruch an Qualität und Aussagekraft.“ Ein anderer Akteur erklärt, die Professionalität inklusiver Kunst habe zu tun mit Qualität und Anstrengung und sei „keine (beschäftigungs-)therapeutische Arbeit. Kunst und Kulturarbeit hat Qualitätsansprüche, auch bei Menschen mit Behinderungen.“

Die Herausforderung, die sich daraus ergibt, ist die, wie auch Menschen mit Beeinträchtigungen eine wie auch immer definierte Qualität erreichen können, wenn sie professionell künstlerisch tätig sein wollen. Ein Akteur erklärt diesbezüglich: „Man muss sich auch die Frage stellen, ob man klassische Musik tatsächlich inklusiv unterrichten kann, um auf so ein Niveau zu kommen.“ Einige Gesprächspartnerinnen und -partner spiegelten die Einschätzung der Umwelt, dass Menschen mit Einschränkungen als Bedürftige gesehen würden, von denen keine künstlerische Leistung erwartet werden könne. Gleichzeitig erklärten sie mehrheitlich, dass nach ihrer eigenen Einschätzung Qualität von Kunst vordringlich nichts mit Behinderungen zu tun habe. Eine diesbezügliche Forderung einer Interviewpartnerin an die Ausbildungssituation für künstlerische Berufe ist die, andere, neue Vermittlungsformate an die Bedürfnisse und Fähigkeiten der (eingeschränkten) Lernenden anzupassen.

Die Erörterung der Interpretation von Kunst und Ästhetik und die damit einhergehende Frage, was das denn überhaupt sei, zogen sich wie ein roter Faden durch alle Gespräche.

Hinzuweisen ist letztlich darauf, dass die Beurteilung von Individualität als Teil einer (neuen) Ästhetik in Kunst und Kultur von einigen Interviewten nicht nur auf Behinderungen fokussiert wird, sondern auf Einschränkungen gleich welcher Art, etwa auch Einschränkungen bei Menschen mit Migrationshintergrund. Eine Antwort bezog sich beispielsweise auf die damit einhergehende Möglichkeit, den Blick zu öffnen für andere Kulturen und weitere künstlerische Ausdrucksformen, und somit durch eine Offenheit zu größerer, bereichernder Vielfalt zu kommen.

Zusammenfassend ergibt sich das Stimmungsbild, dass in der Kunst- und Kulturszene unterschiedlichste Individuen tätig sind und jedes dieser Individuen eine eigene Form der Darstellungsmöglichkeit hat. Individualität in diesem Zusammenhang wird durchaus umfassender interpretiert als in der Konzentration auf Menschen mit körperlichen Einschränkungen. Im künstlerischen Bereich stehen die Fragen von Qualität und Aussagekraft im Mittelpunkt, nicht die Problematisierung von Einschränkungen. Individualität als Teil einer (neuen) Ästhetik in der Kunst scheint einfacher in zeitgenössischen und neuen Kunstformen umsetzbar, denn die Erfahrung zeigt, dass das Publikum klassische Kunst in klassisch dargestellter Weise rezipieren möchte, so wie es ihren Seh- und Hörgewohnheiten und ihren Erwartungen entspricht. Es gibt also etablierte Interpretations- und damit einhergehende Rezeptionsgewohnheiten. In der Konsequenz ist die Einschränkung/Behinderung eines Kunstschaffenden erst dann von Bedeutung, wenn sich die erzeugte Kunst ändert, indem sie von den historischen Normen abweicht. Das ist in der zeitgenössischen Kunst weniger relevant, während in anderen Bereichen die Rezeption durch das Publikum von größerer Bedeutung ist.



LIT.COLOGNE, KÖLN

Gebärdensprachliche Simultanübersetzung und Schriftdolmetschung von Literaturlesungen

Das 2001 gegründete privatwirtschaftliche Literaturfestival lit.COLOGNE besteht aus klassischen Lesungen, Diskussionen, Gesprächen und performativen Formaten an verschiedenen Orten Kölns. Um das Festivalprogramm für Besucherinnen und Besucher unterschiedlichster Voraussetzungen zu öffnen, werden seit 2011 verschiedene Modi der Unterstützung erprobt: Welche der Veranstaltungsorte im physischen Sinne barrierefrei sind, kann vorab auf der Website eingesehen werden. Ältere Besucherinnen und Besucher mit körperlichen Einschränkungen werden auf Wunsch von der nächst gelegenen Bahnhaltestelle zu den Aufführungen begleitet. Informationsflyer werden in Leichter Sprache erstellt. Darüber hinaus wird eine Auswahl von Literaturlesungen simultan gebärdensprachlich übersetzt, für Schwerhörige werden während der Veranstaltungen Schriftdolmetschungen erstellt, die über Tablets parallel zum aktuellen Geschehen eingesehen werden können.

www.litcologne.de

5.3 Arbeit und Professionalisierung

Zunächst interessierte es, ob bei den Gesprächspartnerinnen und -partnern bereits Menschen mit Behinderung beschäftigt werden bzw. ob bekannt ist, dass Verbandsmitglieder mit Künstlerinnen oder Künstlern bzw. Kulturvermittelnden mit Einschränkungen zusammenarbeiten.

Allgemein antworten die Befragten, dass sie als Arbeitgeber ihrer Verpflichtung nach dem SGB IX nachkommen und der Quote entsprechend schwerbehinderte Menschen beschäftigen. Bei den Befragten als Arbeitgeber (Verbände, Behörden) konzentriert sich der Einsatz von Menschen mit Behinderungen naturgemäß nicht auf das Feld von Kunst- und Kulturschaffenden, sondern betrifft Einsatzmöglichkeiten in den entsprechenden Verwaltungen: „Natürlich ist die Mitarbeit von Menschen mit Behinderung in unseren eigenen Häusern eine Aufgabe, die wir vom Grundsatz her betreiben. Wir haben an einigen Dienststellen die Möglichkeiten [...] wo wir sagen: Mit Sicherheit ist das als gut zu bewerten und auch fortzusetzen. Natürlich können wir nicht 100 Menschen anstellen, sondern es sind dann Einzelfälle, wo wir dann auch sehen müssen, welches Profil bringt der Einzelne, die Persönlichkeit mit, und was ist eine Aufgabe, an der die Person Spaß hat und sich sozusagen entwickeln kann, und womit wir dann auch sagen können: Für diesen Arbeitsbereich haben wir jemanden, der da auch sehr gut hinpasst. Das ist ja immer ein Spiel aus Wechselseitigkeit, aber es sind bislang noch wirklich Einzelfälle, muss ich sagen.“

Gleichwohl nennen einige der Antwortenden als Ziel die Beschäftigung von Menschen mit Behinderung über die Schwerbehindertenquote hinaus.

Über den Einsatz von Kunst- und Kulturschaffenden mit Einschränkungen bei den Verbandsmitgliedern gibt es bislang wenige Kenntnisse. Und wenn diese vorliegen, basieren sie zumeist auf persönlichen Kontakten oder Bekanntheit der Künstler bzw. Künstlerinnen durch deren Tätigkeit, etwa als Schauspielerinnen oder Schauspieler. Lediglich ein Gesprächspartner aus dem Bereich der freien Darstellenden Künste wurde konkreter: „Es gibt in unserem Verband Künstlerinnen und Künstler, die eine Einschränkung haben. Es gibt ja auch ein paar große, international angesehene Arbeiten, die gerade mit verschiedenen Körperbehinderten [...] also eine, die mir da sofort in den Sinn kommt, ist ‚Monstertruck‘ aus Berlin, u.a. gefördert durch das MFKJKS bei Auftritten in NRW. Die arbeiten ja auch in Sachen inklusive Arbeiten. Und die haben wirklich ganz herausragende Arbeiten mit diesen Spiegeln zwischen den Welten und der Verunsicherung der ‚Normalen‘ durch die Schauspieler mit Down Syndrom, die tatsächlich großartige Schauspieler sind. [...] Das sind

Arbeiten, in denen gerade die freien Darstellenden Künste durch die Formen, mit denen sie arbeiten, sehr gute Arbeiten leisten können. Man braucht natürlich immer eine gute Idee und jemanden, der es gut umsetzt. Aber da gibt es einige, die das machen.“

Eine Gesprächspartnerin erzählt, dass sie die Erfahrung gemacht habe, dass professionelle Künstlerinnen und Künstler mit Einschränkungen meist nur im Rahmen von Veranstaltungen über Inklusion oder Behinderung engagiert werden. Hingewiesen wird in diesem Zusammenhang auch auf negative Erfahrungen „mit einem unbarmherzigen Publikum“.

„Mir sind wenige professionelle Kulturschaffende mit Behinderung bekannt“, so mehrere der Befragten. Hingewiesen wird auf einzelne Beispiele, etwa „Musikdozenten mit verlorenem Finger“ oder „Kollegen mit Schwerbehindertenausweis, aber mit nicht sichtbaren Einschränkungen“. Einer der Interviewten erklärte, ihm seien keine Lehrenden mit erkennbaren Einschränkungen (hier: im Musikbereich) bekannt. Die Ursachen hierfür lägen möglicherweise beim Zugang zum entsprechenden Hochschulsystem.

Dass das Thema weiter gefasst werden muss als auf den Fokus von Menschen mit sichtbaren Einschränkungen, wird deutlich durch ein Beispiel aus dem Museumsbereich. Hier weist der Gesprächspartner auf den ehrenamtlichen Einsatz von Seniorinnen und Senioren bei Führungen hin, etwa als Zeitzeugen der 1950er Jahre, die möglicherweise nicht mehr so lange stehen können, gleichzeitig ihre Zielgruppe und deren Bedürfnisse kennen. Auch hier müsse inklusiv gedacht werden. Und es sei daran zu denken, dass die Möglichkeiten der „Experten in eigener Sache“ noch nicht in der Breite erkannt seien.

Zur Frage: „Wie ist Ihre Position zu behinderten Menschen als professionelle Kulturschaffende?“ haben sich lediglich acht von 18 Personen geäußert. Von Interesse war es zu erfahren, ob die Befragten Unterschiede sehen bei Kunst- und Kulturschaffenden mit oder ohne Einschränkungen, und ob sie den Einsatz von Menschen mit Behinderungen eher als mögliche Bereicherung sehen oder eher als Belastung und/oder Herausforderung. Allerdings lassen die Einzelmeinungen, die geäußert werden, hierzu keine allgemeingültigen Rückschlüsse zu.

Vordringlich äußern sich die Interviewten erneut in ihrer Position als Arbeitgeber oder Interessenvertretung und thematisieren die Rolle von Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern mit Behinderungen im Zusammenhang mit der Schwerbehinder-

tengesetzgebung (SGB IX), u.a. Nachteilsausgleiche betreffend. Entsprechendes Arbeitsrecht ist Teil der Gespräche. Berufskrankheiten spielen eine weitere Rolle, etwa bei professionellen Orchestermusikerinnen und -musikern, deren Berufsausübung zu dauerhaften Hörschäden oder Haltungsschäden führen kann.

Ein weiterer Gesprächspartner erklärt, der inklusive Ansatz beziehe sich ganzheitlich ebenfalls auf die Professionalisierung und fordert zudem „eine gleiche Bezahlung und einen entsprechenden Bildungsrahmen für Laien und Profis auf Augenhöhe unter Berücksichtigung der individuellen Unterschiede“. Und er macht deutlich, dass Professionalisierung von Menschen mit Behinderung im Kulturbereich zu seinem Selbstverständnis gehört.

Die Fragen zum Bereich „Professionalisierung“ sollten an dieser Stelle nur gestreift werden, weil die Interviewten als Interessenverbände bzw. als Vertreterinnen bzw. Vertreter aus Politik und Verwaltung nicht primär für Aus- und Weiterbildung bzw. Professionalisierung zuständig sind.

Exemplarisch wird hingewiesen auf die Äußerung eines Verbandsvertreters, der Verband thematisiere selbstverständlich Professionalisierung, jedoch nicht explizit die Professionalisierung von Künstlerinnen und Künstlern mit Einschränkungen. Professionalisierung bezieht sich in diesem Zusammenhang auf die Organisation professioneller künstlerischer Arbeit, d.h. Fragen von Förderung, Steuern, Finanzierung, Arbeitsrecht usw.

Weiterhin wurden die Interviewten nach diesbezüglich gewünschten Veränderungen befragt. Hierzu gehört an erster Stelle die Forderung nach verbesserten Zugangsmöglichkeiten zu Aus- und Weiterbildungsangeboten für Menschen mit Einschränkungen. Im Bereich Kulturvermittlung wird eine pädagogische Qualifikation für die Arbeit mit, nicht für die Arbeit durch Menschen mit Behinderung eingefordert. Außerdem wird angeregt, Ausschreibungen zu präzisieren und beispielsweise den Zugang für eingeschränkte Künstlerinnen und Künstler explizit anzusprechen. Und es gibt den Hinweis, dass der Unterstützungsbedarf durch Assistenzen für Menschen mit Behinderungen noch nicht gedeckt ist und verbessert werden muss.

Ein weiterer Gesprächspartner weist darauf hin, dass es eine höhere Sensibilität für Menschen mit Behinderung geben könnte, wenn es eine stärkere Teilhabe von Menschen mit Behinderung auf der Bühne geben würde. Dazu reiche „ein Tatort, mit Jan-Josef Liefers als Rechtsmediziner mit einer kleinwüchsigen Kollegin“ nicht aus. Außerdem müssten hierzu weitere technische Voraussetzungen geschaffen werden.

Festgestellt werden kann zusammenfassend, dass es bei den Befragten wenige Erkenntnisse darüber gibt, wie viele Menschen mit Einschränkungen als Kunst- und Kulturschaffende in ihrem Verband tätig sind. Erfahrungen zeigen, dass professionelle Künstlerinnen und Künstler mit Einschränkungen meist nur im Rahmen von Veranstaltungen bzw. Engagements über Inklusion oder Behinderung engagiert werden. Auch negative Erfahrungen „mit einem unbarmherzigen Publikum“ wurden in diesem Zusammenhang beschrieben.

Zur Arbeitswelt von Menschen mit Behinderungen äußern sich die Interviewten in ihrer Position als Arbeitgeber oder Interessenvertretung und thematisieren die Rolle von Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern mit Behinderungen im Zusammenhang mit der Schwerbehindertengesetzgebung (SGB IX), wobei hier vordringlich verwaltungsbezogene Einsatzmöglichkeiten stehen, nicht künstlerische oder Kultur vermittelnde Tätigkeiten.

Gleichwohl werden Kunst- und Kulturschaffende mit Einschränkungen als Expertinnen und Experten in eigener Sache geschätzt. Jedoch wird konstatiert, dass es insbesondere in der Kulturvermittlung und bei Referententätigkeiten schwierig sei, geeignete Menschen zu finden. Weiterhin sind Forderungen nach Veränderungen zu verzeichnen, die sich auf verbesserte Zugangsmöglichkeiten für Menschen mit Einschränkungen zu Aus- und Weiterbildungsmöglichkeiten beziehen, auf pädagogische Qualifikationen für die Arbeit mit Menschen mit Einschränkungen sowie auf die Präzisierung von Ausschreibungen in Bezug auf den expliziten Hinweis für eingeschränkte Künstlerinnen und Künstler. Auch wird beschrieben, dass nach wie vor der Unterstützungsbedarf für Menschen mit Behinderung durch Assistenzen noch unzureichend gedeckt ist.

Ergänzungen zu den Erkenntnissen aus den vorliegenden Interviews zum Bereich „Professionalisierung, Aus- und Weiterbildung“ liefert das „Netzwerk Kultur und Inklusion“ auf Bundesebene mit den Tagungsdokumentationen aus den bisherigen zwei Netzwerktreffen. Die erste Dokumentation konzentriert sich auf die „Teilhabe am künstlerischen Arbeitsmarkt“ (Gerland/Keuchel/Merkt 2016). Das zweite Netzwerktreffen beschäftigte sich mit der „Aus- und Weiterbildung für künstlerische Tätigkeit von und mit Menschen mit Behinderung“ (Gerland/Keuchel/Merkt 2017). Die dortigen, bundesweit angelegten Erkenntnisse, Interpretationen und Forderungen, aber auch noch nicht aufgelöste Widersprüche und Barrieren sind auch auf Nordrhein-Westfalen anwendbar.



MUSIKTHEATER IM REVIER, GELSENKIRCHEN

Hör.Oper – Audiodeskription von Opernproduktionen

Zu ausgewählten Opernproduktionen bietet das Musiktheater im Revier in Gelsenkirchen seit 2010 live gelesene Audiodeskriptionen für blinde und sehbehinderte Theaterbesucherinnen und -besucher an. Durch eine eigens eingebaute Sendeanlage können sie an einem Platz ihrer Wahl zeitgleich mit Hörenden die Vorstellungen besuchen und über einen speziellen Kopfhörer das Bühnengeschehen durch Beschreibungen der Szenen parallel zu Gesang und Musik verfolgen. Das Format fußt auf einer Kooperation und Koproduktion mit dem Blinden- und Sehbehindertenverband Gelsenkirchen. Geschulte Teams von jeweils zwei sehenden und zwei blinden bzw. sehingeschränkten Personen entwickeln die Beschreibungen. Ergänzt wird das Angebot durch ein ausführliches Vorprogramm zu den Vorstellungen: Kostüme, Requisiten und Masken können ertastet und das Sprachbild der Audiodeskription durch taktile Informationen erweitert werden. Darüber hinaus findet ein kommentierter Besuch im jeweiligen Bühnenbild statt und eine spezielle Einführung in das jeweilige Musikstück. Zudem werden Programmhefte in Brailleschrift und optional eine Führung für Blinde durch das Theaterhaus angeboten.

www.musiktheater-im-revier.de

5.4 Inklusiv-kulturelle Netzwerkarbeit und Kooperationen

Zur Abbildung eines Stimmungs- und Lagebildes zur inklusiven Kulturarbeit in Nordrhein-Westfalen gehört die Frage nach bereits vorhandenen und genutzten Netzwerken. Festgehalten werden kann, dass die Befragten allesamt in ihren unterschiedlichsten Bezügen naturgemäß weitgehend vernetzt sind. Dies betrifft bei den Verbänden die Netzwerkarbeit auf der Bundesebene und die Zusammenarbeit von und mit Landesverbänden. Hingewiesen wird ebenfalls auf Kooperationen mit den Landschaftsverbänden, den Kultursekretariaten, den Kulturbüros und der Regionalen Kulturförderung oder auch Kulturstiftungen. Auch die Kommunalen Spitzenverbände finden Erwähnung. Auffällig ist, dass ansonsten wenig über eine Kooperation mit Politik gesprochen wird, das Verhältnis zur Politik eher definiert wird über die Lobbyfunktion in der Formulierung von Anforderungen. Die Mehrheit der angesprochenen Organisationen ist darüber hinaus selbst Netzwerk, so z.B. die LAG Soziokultur oder die Kulturpolitische Gesellschaft. Die LAG Soziokultur weist in diesem Zusammenhang hin auf die eigenen Mitgliederversammlungen und zwei- bis dreimal jährlich stattfindenden LAG-Tagungen. Zudem tauscht sich eine Gruppe von sieben bis acht Zentren direkt zweimal jährlich aus über Aspekte von Personal und Finanzen und nutzt die Treffen für einen gemeinsamen Erfahrungsaustausch. Hier haben alle aktuellen Themen Platz.

Fachbezogene und verbandsinterne Netzwerkarbeit variiert im Übrigen je nach Akteurin bzw. Akteur von Mitgliederversammlungen eines Verbandes bis hin zu Fortbildungsprogrammen und fachbezogenen Beratungsangeboten. Bei der Vernetzung nach außen gehen die Akteurinnen und Akteure sehr unterschiedlich vor, jedoch kann zu den genauen Gründen nichts gesagt werden.

Bezogen auf Inklusion nutzen die Gefragten in den Sparten Musik, Tanz und bei Museen Vernetzungsarbeit zur Weiterentwicklung am meisten: Im Bereich Tanz wird etwa die Bundes-Arbeitsgruppe Inklusion und Forschung angesprochen sowie die Teilnahme an Fachtagungen zum Thema mixed-abled Gruppen. Im Bereich Musik wird hingewiesen auf die Kultursekretariate, die einen eigenen Beirat haben, „wo es um die Frage geht, wie man dazu kommt, dass alle Menschen in NRW am Musikleben partizipieren, und zwar nicht als Zuhörer, sondern sich einbringen können. Und so lange diese Partner haben, sehe ich auch alle Chancen, Möglichkeiten, diese Themen weiter zu gestalten. Ich würde jetzt gar nicht mal laut schreien: Wir brauchen mehr Unterstützung, mehr Geld, mehr politische Aufmerksamkeit. Das wichtigste dabei sind die Partner, um diese Dinge zu tun. Da sind wir besser aufgestellt als etwa vor zehn Jahren, da waren diese Themen viel kleiner.“

Im Museumsbereich werden die Kooperationen und Unterstützung durch die Landschaftsverbände genannt. Hier sind die Themenschwerpunkte die Barrierefreiheit und die Angebotsnutzung durch Menschen mit Behinderungen. Hingewiesen wird auf die unterschiedlichen Möglichkeiten der Museen im städtischen und im ländlichen Raum, wobei letzterer hinsichtlich der personellen und finanziellen Ressourcen vor größeren Herausforderungen stehe.

Der weniger vernetzte Teil stellt keine Ressourcen zur Verfügung bzw. kann diese nicht zur Verfügung stellen, schwerpunktmäßig im Bereich Bildende Kunst. Nach Aussage des Gesprächspartners ist hier kein spezifischer Bedarf für inklusive Arbeit ersichtlich, weil in diesem Handlungsfeld im Wesentlichen auf die künstlerische Qualität abgehoben wird; so wird Inklusion als ein zusätzliches Thema gesehen, auf welches bei Bedarf eingegangen wird, etwa bei Inklusionsprojekten zu „Blinde und Kunst“. Hier werden jeweils individuelle Lösungen gesucht. „Bei Bewerbungen für Ausstellungen ist Inklusion nicht entscheidend, sondern Qualität. Wäre ein Künstler eingeschränkt, würde dieser unterstützt. Die Behinderung ist aber nicht ausschlaggebend für die Auswahl.“

Die Befragten der beiden Landschaftsverbände bzw. die Vertreterin der LWL-Kulturstiftung beschreiben zu diesem Punkt ihre Aufgaben, wie z.B. die Museumsberatung oder die Unterstützung bei der konkreten Umsetzung im Rahmen der regionalen Kulturförderung. Die Vertreterin der LWL-Kulturstiftung hat u.a. den Auftrag, Vernetzung in die Region hinein zu fördern. Beispielhaft werden die Konferenzen zur Klosterlandschaft oder zum Literaturland Westfalen genannt. Weiterhin finden das Ostwestfälische und das Münsterländische Kulturbüro Erwähnung.

Eine Gesprächspartnerin spricht sich dafür aus, sich auch vor Ort mit unterschiedlichsten Akteurinnen und Akteuren zu vernetzen wegen des gegenseitigen Kennenlernens und der Bereicherung durch die persönliche Begegnung.

Als Gründe für die Netzwerkarbeit werden Erfahrungsaustausch und Wissenstransfer, Bewusstseinsbildung und die Verbandsfunktion als Lobbyisten genannt. Erwartet wird generell eine Verbesserung der Qualität des eigenen Angebots. Netzwerkarbeit soll aber auch damit verbunden sein, eigene Intentionen, Ziele und Wirkungen öffentlich zu machen.

Einer der Interviewpartner erwähnt die praxisbezogene Erfahrung, dass sich in der Anforderung und eigentlich auch Notwendigkeit und Chance von Kooperation zwei Aspekte überlagern. Zu berücksichtigen sei, dass es sich bei dem angesprochenen

Handlungsfeld um eine subventionierte und unterstützte Kunst- und Kulturszene handele. Hierbei gäbe es naturgemäß auch Konkurrenzen bei den Förderangeboten. Infolgedessen würden Aktivitäten und Pläne bis zur Bewilligung einer Förderung oftmals nicht kommuniziert, damit man als erster eine Zusage bekommt und nicht andere mit gleichem Konzept einen Antrag stellen und somit als Konkurrenten auftreten. Gleichwohl plädiert der Gesprächspartner für eine Vernetzung: „Ich behaupte, die Stärke liegt in der Vielfalt, und die weitere Stärke ist, wenn sich diese Vielfalt vernetzt, zum Beispiel auch vernetzt, damit Kultur nicht immer dem ‚Sparkommissar‘ zum Opfer fällt, sondern dass Kultur noch einmal deutlich macht, was das für ein wichtiger Beitrag für die Gesellschaft ist, auch für die Frage des inklusiven Ansatzes einer Gesellschaft, für die Frage einer Teilhabe für alle Menschen. Und insofern sind solche Netzwerke natürlich richtig und sehr wichtig.“

Menschen mit Behinderung werden als Kulturrezipienten zunehmend wahrgenommen. Und so werden Selbsthilfegruppen oder Einzelpersonen bei den gut vernetzten Akteuren unter dem Motto „Betroffene zu Beteiligten machen“ einbezogen, um zukünftig Häuser und Angebote zugänglicher zu machen, oft über die gesetzlichen Vorgaben hinaus. Auch gibt es vermehrt kulturelle Angebote in Leichter Sprache oder Deutscher Gebärdensprache. Allerdings äußerten die Befragten wiederholt, dass Angebote für Menschen mit Behinderung teils gar nicht genutzt werden. Einige fragen sich gar, wo Kulturrezipientinnen, geschweige denn Kulturakteure mit Behinderung sein sollen, die es zu inkludieren gilt. Daher wünschen sich die Interviewten, dass Menschen mit Behinderung sich äußern und partizipieren. So beschreibt einer der Gesprächspartner die Situation wie folgt: „Jeder Betroffene ist ein potenzieller Vorreiter für zukünftig aktive Menschen, die früher keine Chance hatten.“ Derselbe Wunsch geht im Übrigen an Migrantenselbsthilfeorganisationen.

Eine der wichtigsten Aufgaben der Kulturpolitik erscheint laut Befragung die Beratung und Förderung von Kulturschaffenden und Kulturorganisationen zu sein. Zur Beratung wird vorgeschlagen, auch Referentinnen und Referenten zu gewinnen, die selbst eine Behinderung haben und somit Expertinnen und Experten in eigener Sache sind. Außerdem wird gefordert, dass Vorgaben des Landes so kommuniziert werden, dass sie inhaltlich besser verständlich sind. Zum Teil wird auch bemängelt, dass nicht bekannt ist, „was Politik hinsichtlich kultureller Inklusion verlangt.“

Auch für den Bereich Netzwerke und Kooperation ist die finanzielle Situation von besonderer Bedeutung. Diesbezüglich wird die Situation zunächst einmal realistisch gesehen: „Die Realität des Alltags hat erst einmal nichts mit Geld zu tun, sondern die Angebote, die ich mache, müssen Angebote sein, die erst einmal für alle sind.“

Man kann jetzt nicht sagen: Naja, wir haben jetzt Geld für eine bestimmte Struktur, die muss so bleiben, sondern ich muss natürlich auch überlegen: Kann ich das vorhandene Geld, das ich habe, auch zum Beispiel in Richtung Inklusion öffnen? Sicherlich ist es so, dass bei baulichen Fragen – da ist Geld notwendig, schon der Umbau für Barrierefreiheit in einem Schauspielhaus, in einer Oper oder wo auch immer –, das benötigt Geld, das ist eindeutig so. Aber die Erstellung eines Programms unter Beteiligung von Menschen mit Behinderung oder auch für Menschen mit Behinderung, das hat erst einmal nicht viel mit mehr Geld zu tun. Da ist die Frage: Wie diesen Prozess organisieren? Und wenn dann der Mensch mit Behinderung sagt: Ja, ich möchte teilnehmen, dann hat er zum Beispiel die Möglichkeit, auch Assistenzleistungen abzurufen, weil das ein normaler Teil der gesellschaftlichen Teilhabe ist.“ Festzuhalten bleibt, dass inklusives Handeln im Kopf beginnt und die Beteiligung von Betroffenen zunächst einmal eine Werthaltung ist.

Dieser Meinung ist auch ein weiterer Gesprächspartner: „Es spricht nichts [Finanzielles] dagegen, Inklusion beginnt im Kopf, an der eigenen Haltung, erst einmal die zu verändern. Da gibt es extrem viel zu machen, ohne dass das erst einmal irgend etwas kostet. Aber die ganzen guten Ideen und das dann wirklich auf den Weg zu bringen, und es zu verändern, das wird natürlich Geld kosten. Aber jetzt Barrieren abzubauen, dass man allein in der Musikschule die Infos in einfacher Sprache wiedergeben würde, dass man die Informationen in verschiedenen Sprachen anbringen würde, das ist kein Kostenfaktor. Die eigene Haltung ist da vorrangig: Sich eingeladen fühlen kostet kein Geld.“

Die Interviewten weisen dementsprechend immer wieder auf die Bereicherung durch Inklusion hin: „Nein, ich glaube, die Attraktivität des Kulturlebens gewinnt durch die Vielfalt und durch die Möglichkeit, dass alle daran teilhaben können. Die gewinnt so sehr, dass letztlich alle davon profitieren. Das müssen gar nicht einzig finanzielle Interessen sein, sondern es ist so eine Art großer, reicher Standortfaktor für einen.“

Negiert werden kann natürlich nicht, dass sowohl die Initiierung eines Beteiligungsprozesses wie auch die Erstellung von Materialien in Leichter Sprache bzw. verschiedenen Sprachen etwas kosten. „Dann haben wir da irgendwann natürlich ein Preis-Thema: Was kostet das und wer bezahlt das am Ende? Und nachdem Museen für ihre Vermittlungsarbeit oftmals sehr, sehr wenig Geld haben, sind sie darauf angewiesen, dass das Geld irgendwo herkommt: Entweder vom Kunden, also der Gruppe, die das bucht, oder von einem Sponsor. Und das setzt einfach eine Kette von Aufgaben in Gang, die viele scheuen und sich deswegen durchaus auf andere Dinge konzentrieren. Und Demenz ist ein solches Beispiel: Eine Demenz-Führung

ist wesentlich leichter durchzuführen und zu organisieren als eine Führung in Gebärdensprache. Also man hat da – ein Ressourcen-Problem nicht, aber es ist eine gewisse Herausforderung, sagen wir es so.“

Von sinkenden Budgets und höheren Anforderungen ist in einigen Interviews die Rede. Quantitativ gibt es mehr kulturelle Projekte, für die Förderungen bei Kommunen, Ländern, Bund, Stiftungen beantragt wird. Die Fördermittelgeber können dieser steigenden Nachfrage nur durch quantitativ mehr Förderungen in geringerem Umfang oder durch vermehrte Ablehnung von Anträgen nachkommen. In diesem Zusammenhang sagt ein Befragter, „finanzielle Ausstattung ist ein Überlebenskampf.“ Es würde viel Aufwand betrieben, um die Finanzen abzusichern.

Zwei Aspekte finden hierbei besondere Erwähnung: Zum einen sollte der Eindruck vermieden werden können, das Thema Inklusion werde lediglich als Legitimation zur Akquise solcher Fördermittel genutzt. Zum anderen sollte der Eindruck vermieden werden können, diese Fördermittel würden allein in der Hoffnung auf die Lösung einer gesamtgesellschaftlichen Herausforderung zur Verfügung gestellt. An einigen Stellen wird dazu geäußert, dass Inklusion und auch andere Themen von Kulturschaffenden als kreative Einengung und aufgedrängt empfunden werden, teilweise mit der vermuteten Verpflichtung, hierüber zu Problemlösungen beizutragen. „Inklusion scheitert nicht an Finanzen, das ist absolut wahr und richtig. Inklusion scheitert an fehlenden Finanzen, das kann man sagen. Das brauche ich nicht zu erzählen, was man für Möglichkeiten hätte, wenn man könnte. Also brauchen wir das Netzwerk Inklusive Kultur [...]“, so fasst es einer der Befragten zusammen.

Mit Blick auf ihre inklusiv-kulturelle Netzwerkarbeit und die Kooperationen, aber auch insgesamt hinsichtlich der Umsetzung inklusiver Ansätze sprachen die meisten Interviewten den Faktor Zeit an. Dies betrifft sowohl mangelnde bzw. nicht ausreichende personelle Ressourcen wie auch im Zusammenhang mit inklusiver Arbeit auftauchende neue Arbeitsschritte und Herausforderungen. Eine Befragte wies beispielsweise auf erhöhte Recherchearbeit im Zusammenhang mit Barrierefreiheit hin: „Wir haben Fortbildungen zum Beispiel in der Turmstraße an der Hochschule für Musik und Tanz gemacht. Und dann kam auf einmal die Frage auf: Ist das denn barrierefrei? Och Gott ja, dann muss man erst mal hinterhertelefonieren: Ist das barrierefrei? Keine Ahnung, ich war da schon mal und habe mir keine Gedanken darüber gemacht: Sind da Stufen, sind da keine Stufen? Also es ist in unserer Gesellschaft nicht selbstverständlich, dass das immer mitgedacht wird und dass man darauf guckt.“

Der Vertreter einer Landesarbeitsgemeinschaft bringt es so auf den Punkt: „Leute müssen sich einem Thema annehmen wollen. Wenn also keiner an einem Thema interessiert ist und keine Kapazität hat, kann dieses nicht realisiert werden.“ „Kulturpolitik möchte immer schneller Lösungen finden, doch Experimente und Suche sind erforderlich, um Entscheidungen treffen zu können“, so ein weiterer der Befragten, der sich dafür ausspricht, auch internationale Vernetzungen auszubauen. Aber das alles braucht seine Zeit, wie auch am Beispiel des Runden Tisches Inklusion in Köln deutlich wird, „der darauf abzielt, mittel- bis langfristig ein inklusiver Kulturort zu werden, d.h. es ist viel Aufbauarbeit nötig von der Vision ausgehend.“

Auch die Vertreterin aus der Wissenschaft plädiert dafür, wie bei allem Neuen, Zeit zu bekommen, sich auf das Neue vorzubereiten. Durch Routine verliert die Arbeit den Schrecken, und es geht darum, Gewohnheiten zu schaffen. „Sie merken aus der Zögerlichkeit meiner Antwort, dass ich nicht genau weiß, wo man anfängt. Also man kann nicht alles auf einmal tun, denke ich, sondern man muss es subsidiär und nacheinander machen. Sonst sind alle überfordert. Und die Erwartungshaltung ist so groß, und wenn es dann dauert, dann ist das auch nicht gut, dann ist die Enttäuschung wiederum groß. Da muss man auch gucken. Ich habe da noch kein Rezept.“

Für realistische Erwartungen plädiert abschließend eine weitere Gesprächspartnerin: „Inklusion ist ein Prozess, so dass die angestrebten und erwünschten Veränderungen gesellschaftlich, organisatorisch und auch finanziell zeitlich sukzessive realisierbar sind.“

Arbeiten in Netzwerken ist, so ist zusammenfassend festzuhalten, Teil des Arbeitsalltags aller Befragten, denn schließlich sind die meisten der Interviewten als Verbandsvertreterinnen und -vertreter selbst Netzwerkende im Interesse ihrer Verbandsmitglieder. Bezogen auf das Thema Inklusion weisen die Befragten in unterschiedlicher Intensität auf Kooperation und Kommunikation hin. Hier sind Unterschiede zu verzeichnen zwischen den Bereichen der Künstlerinnen und Künstler und Kulturvermittelnden. Für die Künstlerinnen und Künstler steht laut verbandsseitiger Aussage der Aspekt künstlerischer Qualität im Mittelpunkt, Inklusion wird eher als zusätzliches Thema gesehen.

Es werden zahlreiche (allgemeingültige) Gründe für die Netzwerkarbeit genannt, die auch für das Agieren in inklusiv-kulturellen Netzwerken gelten, so z.B. Wissenstransfer, Erfahrungsaustausch und damit verbunden eine mögliche Verbesserung der Qualität des eigenen Angebots, aber auch das Wissen um die Notwendigkeit, am Thema zu arbeiten, weil – zusammengefasst – Stärke in der Vielfalt liegt und

gerade Kunst und Kultur durch Sensibilisierung und Bewusstseinsbildung zur Entwicklung einer inklusiven Gesellschaft beitragen können.

Deshalb wird seitens der Verbandsvertreterinnen und -vertreter mehr politische Aufmerksamkeit und Unterstützung und in Folge mehr an finanzieller Unterstützung gefordert. Gleichwohl wird der Bereich Finanzen durchaus realistisch gesehen. Aber auch hier wird darauf hingewiesen, dass Inklusion zunächst einmal eine innere Haltung sei, weshalb bei Fragen der Barrierefreiheit, Zugänglichkeit oder Programmplanung die Einbeziehung von Menschen mit Einschränkungen in solche Planungsprozesse zunehmend eine Selbstverständlichkeit sein sollte, zumal diese Teilhabe keine großen finanziellen Ressourcen beanspruche. Jede und jeder Betroffene, die bzw. der sich beteiligt, könne ein Vorbild sein für zukünftig aktive Menschen, die früher keine partizipativen Chancen hatten. Gewünscht wird, dass mehr Menschen mit Einschränkungen Partizipationsmöglichkeiten nutzen.

Bezüglich der Beantragung von Fördermitteln finden zwei Aspekte besondere Erwähnung: Zum einen sollte der Eindruck vermieden werden können, das Thema Inklusion werde lediglich als Legitimation zur Akquise solcher Fördermittel genutzt. Zum anderen sollte der Eindruck vermieden werden können, diese Fördermittel würden allein in der Hoffnung auf die Lösung einer gesamtgesellschaftlichen Herausforderung zur Verfügung gestellt.

Der Faktor Zeit spielt bei der Entwicklung einer inklusiven Gesellschaft eine große Rolle, wenn darauf hingewiesen wird, dass Inklusion ein Prozess ist, in dem die angestrebten und erwünschten Veränderungen gesellschaftlich, organisatorisch und auch finanziell zeitlich sukzessive realisierbar sind.



RUNDER TISCH INKLUSION, KÖLN

Netzwerk zur Förderung der Teilhabe von Menschen mit Behinderung am kulturellen Leben

Seit 2017 lädt der Verein Inklusion und Kultur e.V. gemeinsam mit dem Verein Kunst und Begegnung in der Stadt e.V. (KUBIST e.V.) zum Runden Tisch für inklusive Kultur an unterschiedliche Kölner Kulturorte ein. Mittelfristig soll ein Netzwerk entstehen, das sich zur Aufgabe setzt, Menschen mit Behinderung die vollständige Teilhabe am kulturellen Wirken in der Stadt Köln zu ermöglichen. Die insgesamt ca. 150 Teilnehmenden sind Künstlerinnen und Kulturschaffende mit und ohne Behinderung, Vertreterinnen und Vertreter von Stiftungen, aus Politik, Verwaltung, Organisationen der Behindertenhilfe und Bildungseinrichtungen. Die Initiative besteht aus unterschiedlichen Arbeitsgruppen mit thematischen Schwerpunkten wie „Formen der Mitwirkung von Menschen mit Behinderungen im kulturellen Bereich“, „Veränderungen der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen in Politik und Verwaltung“ und „Öffnung von Kulturorten für Menschen mit Behinderung“.

www.inklusivekultur.koeln

5.5 Chancen und Potenziale inklusiver Kulturarbeit

Gefragt nach der Attraktivität sowie den Chancen und Potenzialen inklusiver Kulturarbeit berichten die meisten Akteurinnen und Akteure von vielen positiven Erfahrungen, die sie bereits mit inklusiver Kulturarbeit oder über inklusive Vermittlungsmethoden gewonnen haben. Ausführungen hierzu sind im Wesentlichen den Kapiteln zu „Arbeit und Professionalisierung“ und „Netzwerkarbeit und Kooperationen“ zu entnehmen.

Lediglich bei einem Interview sind „Chancen und Potenziale“ nicht Inhalt des Gesprächs, und bei einem weiteren Gespräch ist sich die Interviewpartnerin unsicher, ob sie dafür zuständig sei. Sie sagt diesbezüglich: „Ich bin im Moment nicht sicher, ob das Thema Inklusion in Bezug auf Kultur und Kunst jetzt tatsächlich besondere Bedeutung hat. Im Grunde betrifft es ja alle Lebensbereiche.“ Diese Äußerung korrespondiert jedoch mit der schon erwähnten Feststellung, dass im Laufe der Gespräche über kurz oder lang die Interviewten alle auf einen erweiterten Inklusionsbegriff abheben und sich in der Gemeinsamkeit finden, „immer wieder offen zu sein und immer wieder neue Zugänge zu finden zu verschiedenen Themen.“

Alle Befragten begrüßen es, dass über Inklusion diskutiert wird: „Ich finde die Diskussion über Inklusion total gut. Und die Gesellschaft kann doch von der Vielfalt nur profitieren, weil Vielfältigkeit andere Aspekte mit hineinbringt und den Horizont erweitert. Also Stärke ist täglich eine Kraft, die daraus entstehen kann, dass wir mit vielen Menschen zu tun haben und unseren Horizont erweitern.“ Und ein weiterer Akteur ist der Meinung, „es geht doch darum, andere Sichtweisen zuzulassen, über eigene Grenzen zu gehen, Bewusstsein zu schärfen, ich nenne das bewusste Heilung, weil das den Fokus verändert.“ Ein Dritter fordert sogar mehr Debatte als bisher, wenn er sagt: „Die Chance der Inklusion ist, dass sie halt weg muss von der reinen Debatte des Defizits bei Menschen mit Behinderung hin zur Betonung der Chancen der Inklusion. [...] Also wir brauchen aktuell eher mehr Inklusionsdebatte als weniger. Und wir dürfen sie nicht nur auf das Thema Bildung beschränken. Beim Thema Demografiewandel geht es künftig um die Frage, ob große Teile der Gesellschaft überhaupt noch teilhaben können. Demografiewandel erfordert von uns einen völlig neuen Lebensansatz, und zu diesem Lebensansatz gehören auch die kulturelle Begegnung und kulturelle Möglichkeiten. Mein Eindruck ist, da sind wir noch am Anfang der Diskussion.“

Inklusion öffnet den Blick und erweitert unseren Horizont. Inklusiver Arbeit führt zu einer Öffnung in den Köpfen oder zu einer anderen Wahrnehmung und zu einer

höheren Selbstverständlichkeit im Miteinander.“ Mit dieser Aussage lassen sich in der Zusammenfassung die Äußerungen der Interviewten zu den Stärken und damit zugleich zu möglichen Wirkungen inklusiver Kulturarbeit spiegeln.

Nachstehend finden sich weitere einzelne diesbezügliche Meinungsbilder:

„Was wir im Gegenteil heute haben, ist eine Verhärtung von Fronten in der Gesellschaft. Und da ist Inklusion die Chance, Barrieren in den Köpfen und erst dann in der Architektur abzubauen.“

„Ich finde, die Stärke ist, [...] dass es den Blick da öffnet, nicht mehr die eingeübten Qualitäten oder eingeübten Verfahren hat, sondern sich auch einmal ein bisschen um die Ecke denkt oder anders denkt.“

„Ich finde, dass das auch eigentlich sehr unserem Menschsein entspricht, also der tolerante, offene, selbstverständliche Umgang mit Vielfalt. Das ist das, was wichtig ist, nicht nur in der Kulturarbeit, aber auch in der Kulturarbeit. So wie Kultur an sich ja vielfältig ist, so ist das Menschsein auch vielfältig. Und so sind auch die Ausdrucksformen vielfältig. Und deshalb finde ich: Inklusive Kulturarbeit ist eigentlich ganz nah an dem, was Menschen ausmacht, nämlich Vielfalt.“

„Es geht letztlich um die Frage, wie man auch die Herzen und die Köpfe der Menschen gewinnen kann, auch mit dem Verständnis dafür, dass so eine Entwicklung für alle Beteiligten gut ist.“

Auf konkrete Lern-Erfahrungen in der inklusiven Kulturarbeit heben die folgenden Äußerungen ab:

„Mit inklusiver Kulturarbeit lernen sozusagen die Menschen die Unterschiedlichkeit von Leben – aber noch einmal deutlicher mitzukriegen, dass sozusagen nicht alles nur in einer Schiene läuft, sondern alle Formen von Unterschieden, Stärken, Schwächen von Menschen. Ihre Lebensphilosophie mitzukriegen, das kann auch eine Chance sein, den Blick zu öffnen, und nicht nur stur nach voraus zu laufen, nach geregelten Bahnen, sondern dass auch durch die Widersprüche und Schwierigkeiten, die Menschen haben, die Leute auch offener werden und offener damit umgehen können.“

„Die Stärke ist, dass wir als alternde, bunte Gesellschaft wieder lernen, Rücksicht zu nehmen. Das war nach dem Krieg ganz anders, da kamen viele Männer mit

Kriegsverletzungen wieder, da war es überall, in jeder Firma üblich, an der Pforte, wo auch immer, dass Menschen mit körperlichen Einschränkungen sagten, sie haben was. Da hatte man Respekt vor den Menschen, die im Krieg waren. Heute müssen sich Eltern von schwerbehinderten Kindern rechtfertigen. Dass man sich heute für ein Handicap rechtfertigen muss, das gehört nicht in unsere Zeit. Also Rücksicht, ich glaube, dann wird die Gesellschaft auch ein bisschen menschlicher, Toleranz und gegenseitiges Verständnis sind wichtig.“

„Ich finde, die Stärke ist die Wertschätzung, das selbstverständliche Miteinander, das Nicht-zu-Gucken: Was kann jemand nicht?, sondern: Was kann er oder sie dazu beitragen, wozu auch immer, zu Gesellschaft ganz allgemein oder zum konkreten Arbeitsprozess. Das ist spannend, weil man natürlich unheimlich viel lernt.“

Die Aussagen über Wertschätzung, Respekt und Toleranz korrespondieren mit der Forderung Beckers (2015, S. 18), Inklusion konsequent zu durchdenken, und deshalb auch Themen wie Empathie, Entschleunigung, Solidarität, oder Konkurrenzreduktion mitzudenken. All diese Aspekte finden sich auch in den vorliegenden Interviews.

Letztendlich wird auf die Wechselwirkung von Kunst und inklusivem Handeln hingewiesen: „Kunst ist ja eigentlich auch zu verstehen als eine soziale Handlung. Kunst kann besser werden durch inklusives Denken und Handeln. Und Inklusion kann besser werden durch künstlerische Methoden, weil ich glaube, dass gemeinsam gestaltete künstlerische Prozesse eine ganz direkte Beteiligung zwischen Menschen ermöglichen, die es auch in keinem anderen Feld gibt, außer im künstlerischen Feld. Und wenn wir das verstanden haben, was eigentlich der Kern ist von gemeinsamer künstlerischer Handlung, dann fallen uns auch alle anderen inklusiven Bestrebungen leichter, weil man einfach im gemeinsamen Kunstschaffen eine Begegnung hat, die sehr unabgelenkt ist von der Persönlichkeit, und man wirklich da gar keinen Raum hat um wahrzunehmen, wie sehr derjenige jetzt alt, blond, behindert, Mann oder Frau ist, sondern weil man sich auf die Persönlichkeit und auf das Wesen konzentrieren kann. Und deswegen glaube ich, kann man für Inklusion ganz viel von der Kunst lernen.“

Einige Gesprächspartnerinnen und -partner heben ab auf eine Steigerung der Kreativität durch eine Vielfalt von Beteiligten und Beteiligungsmöglichkeiten, wenn sie beispielsweise erklären, „Stärke inklusiver Kulturarbeit wäre, dass viel mehr Menschen beteiligt sind und viel mehr Ideen reinkommen, und dass die gesamte Arbeit kreativer wird.“ Oder auch: „Und das ist dann die Stärke und das Tolle, was daraus

entstehen kann. Das heißt dann genauso, dass die Qualität genau so bleibt, aber dass viel kreativer damit umgegangen wird, und dass viel mehr neue Ideen entstehen und eine ganz andere Art, sich musikalisch miteinander zu unterhalten.“ Und weiterhin: „Wenn man die Inklusion hinkriegt, verschafft sie einem einfach andere ästhetische Erlebnisse, die man sonst nicht bekommen würde. Das ist eine große Stärke. Eigentlich ist das eine richtig fette Nummer, die unserer Gesellschaft ganz gut zu Gesicht steht.“ Ein anderer wiederum schätzt die Situation so ein: „Also ich sehe auch schon, wenn ich immer den Blick von außen sehe – wir haben sehr viel internationale Kulturarbeit – dass immer alle bewundernd auf Deutschland gucken. Aber ich sehe mit diesem Blick von außen, dass sehr eingeschränkte Kreativität hier zu finden ist im musikalischen Bereich, im Unterschied zu anderen Kulturen, die viel offener und lebendiger und viel lebensnaher mit ihren Möglichkeiten, Musik zu machen, umgehen. Und da müssen wir uns wieder öffnen, durch diesen extremen Leistungsdruck hindurch, den wir in klassischer Musik fokussieren. Und das ist dann die Stärke und das Tolle, was daraus entstehen kann.“

Im Allgemeinen wird inklusive Kulturarbeit, so ist den Gesprächen zu entnehmen, mittlerweile durchaus auch verbunden mit Demokratisierungsprozessen, mit Teilhabe- und Partizipationsmöglichkeiten für alle Menschen. Dies entspricht im Übrigen den Ausführungen von Bartelheimer über die Interpretation des englischen Begriffs „inclusion“, der seinerseits anregt, im Deutschen als Übersetzung für die Handlungsebene den Modus der „Teilhabe“ zu verwenden, anstatt diesen lediglich mit „Inklusion“ zu übersetzen (2005, S. 91).

Zu Demokratisierungsaspekten äußert sich eine Interviewte wie folgt: „Die Stärke ist tatsächlich diese Chance, so gesellschaftsorientiert zu arbeiten, also ist ja schon fast politisch. Oder demokratische Ansätze zu verfolgen, gerade in dieser Zeit, die so politisch rechtslastig und auch ausgrenzend ist. Also wenn wir an die Flüchtlingsthematik denken, da kann Kultur mit kreativen Mitteln einen offenen Zugang zueinander gewinnen und auch kreativ mit dem Leben umgehen. Eigentlich bräuchten wir viel mehr, um damit mehr machen zu können. Also dieses Beteiligende ist ja dieses Moment, was so interessant ist. Und dieses Selbsttätige, das auch ein bisschen verloren gegangen ist, die Selbstverantwortung, damit meine ich jetzt alle in der Gesellschaft, sozusagen etwas tun können, etwas bewegen können, zu handeln. Und ich glaube, das ist auch die Chance in der Kulturarbeit. Auch natürlich inklusive Kulturarbeit.“

Ein weiterer Akteur betont ebenfalls die Grundwerte der Demokratie, nimmt aber zugleich die Politik mit in die Pflicht von Unterstützung und Förderung: „Die Stärke von

Inklusion ist ganz klar die, dass wir in einer Demokratie Inklusion immer mitberücksichtigen, also dass das natürlich die einzelnen Institute und Sparten versuchen. Aber die Herausforderung liegt an der Politik, dass das mit gefördert und unterstützt wird.“

Ein Verbandsvertreter beurteilt darüber hinaus die spezifische Situation in Nordrhein-Westfalen positiv: „Attraktiv ist die landesspezifische Vielfalt in NRW gegenüber anderen Bundesländern. Die Künstler, die nach Sachsen gehen, um dort Inklusions- und Integrationsmaßnahmen durchzuführen, haben teilweise so starke Hemmungen und Widerstände, dass sie frustriert wieder zurückkehren. Die Arbeit ist hier leichter. Auch der vielverschiedene ländliche Raum mit seinen angeblich gepflegten Intoleranzen ist hier, glaube ich, doch sehr, sehr akzeptabler, freundlicher und toleranter, als es in manchen anderen Regionen der Fall ist. Das empfinde ich als einen großen Vorzug dieses Bundeslandes.“

In der Zusammenfassung sehen die meisten Befragten beste Chancen in der Umsetzung inklusiven Agierens in Kunst und Kultur – ebenso wie in allen anderen Lebensbereichen, auch aufgrund bereits gemachter positiver Erfahrungen. Inklusion wird als bereichernd beschrieben, öffnet den Blick und erweitert Horizonte, sensibilisiert die Wahrnehmung und führt zu einer größeren Selbstverständlichkeit im Miteinander in einer bunteren Gesellschaft. Es werden zahlreiche Lernprozesse beschrieben, wie etwa das Erlernen von Rücksichtnahme, Toleranz und Wertschätzung oder Anregungen für mehr Kreativität aufgrund größerer Vielfalt. Zudem wird der Zusammenhang zwischen einer grundlegenden demokratischen Werteorientierung und den Partizipationsmöglichkeiten aller Menschen in einem solchen System betont. Zugleich wird zur Erweiterung der öffentlichen Sensibilisierung eine weitergehende Debatte über Inklusion eingefordert.



TANZHAUS NRW, DÜSSELDORF

Factory Artists

Jeweils zwei Jahre lang arbeiten drei Choreografinnen und Choreografen als Factory Artists am Tanzhaus NRW. Durch die längerfristige Verankerung der Künstlerinnen und Künstler am Haus, Freiräume für Recherchen und die Entwicklung neuer Projekte möchte das Tanzhaus NRW ein Statement hinsichtlich der Arbeitsbedingungen zeitgenössischer Choreografinnen und Choreografen und ein Gegengewicht zu nomadischem Arbeiten, projektbasierter Förderung und Produktionsdruck setzen. Kriterium der Auswahl ist die Diversität der Künstlerinnen und Künstler verbunden mit dem Anspruch des Tanzhauses, die Sparte Tanz als Ort politischer Prozesse mitten in der Gesellschaft zu verorten und Themen wie die „Politik der Minderheiten“, „körperliche Differenz“ und „Körper und Technologie“ in den Mittelpunkt zu rücken. Zu den geförderten Künstlerinnen und Künstlern gehört seit 2017 auch die britische Choreografin und Tänzerin Claire Cunningham, die mit ihren Krücken neue Bewegungstechniken erfindet.

www.tanzhaus-nrw.de

5.6 Herausforderungen inklusiver Kulturarbeit

Bei allen Herausforderungen, die im Laufe der Interviews artikuliert werden, wird durch die Gespräche aber auch deutlich, was sich in Sachen Inklusion schon alles getan hat. „Die Herausforderung besteht darin“, bringt es einer der Gesprächspartner auf den Punkt, „dass wir über einen gesellschaftlichen Veränderungsprozess sprechen. Inklusion bedeutet halt Vielfalt. Und wir haben viele Jahrzehnte – nein, man muss ja sagen, in der Behindertenarbeit sogar Jahrhunderte lang – eher Exklusion, Ausgrenzung betrieben. Wir haben viele Jahre – es gab viele Jahrzehnte, da hat man dann keinen Menschen mit Behinderung überhaupt auf der Straße gesehen, das heißt: Wenn ich heute von Veränderung spreche, dann muss ich wissen, dass genau dieses in vielen Köpfen der Menschen drin ist, und das verändere ich nicht in einer Generation. Sondern: Wir haben Euthanasie erlebt vor 70 Jahren, wir haben Ceaușescu erlebt, vor 25 oder 26 Jahren, wo Menschen in Käfigen gehalten wurden. Und wir dürfen nicht vergessen, dass wir auch in Deutschland Menschen mit Behinderung hatten, denen viel Leid zugefügt wurde, das war fast bis in die 70er Jahre hinein, und das ist noch nicht lange her. Und wenn man das vergleicht mit dem, was wir unter dem Begriff Inklusion aktuell machen, dann, glaube ich, hat sich schon einiges getan. Aber diese Vergangenheit muss man immer auch betrachten, wenn es Schwierigkeiten gibt, warum das ein oder andere nicht funktioniert.“ Ein anderer Gesprächspartner schätzt die aktuelle Situation so ein: „Im Moment sind die Sachen offen und in Bewegung. Und das ist eine große Chance und das ist ja auch ein großes Glück, dass man da dabei sein kann. Vor 30 Jahren hätten wir hier nicht gesessen. Kein Mensch hätte das in irgendeiner Weise für möglich gehalten. Und wer weiß, ob das in 20 Jahren noch so ist. Das dürfen wir jetzt nicht verpennen. Da müssen wir jetzt schon dabeibleiben.“

Das bedeutet aber gleichzeitig, weiterhin zu sensibilisieren für das Thema. Auch wenn konstatiert wird, dass das Bewusstsein für Inklusion im Sinne der political correctness gestiegen ist, so wird in den Interviews doch auch darauf hingewiesen, dass Menschen mit Behinderungen sichtbar werden müssen. Herausforderung inklusiver Kulturarbeit ist, dass sie „als Problem, als Chance oder als Möglichkeit betrachtet wird. Deshalb muss man sozusagen Dinge bringen, um zu zeigen, was für eine Chance das birgt. Bei uns hat im Verband jemand mal berichtet. Der ist auf dem Land aufgewachsen und hat 20 bis 25 Jahre nie Menschen kennengelernt, die eine Behinderung haben. Und wenn er viel in der Stadt ist, und wenn jemand blind ist und jemand in Dingen wie im Rollstuhl im Bus fährt, dann kriegt er erst etwas mit. Das heißt, die ‚Sehenswürdigkeit‘ von Menschen mit Behinderung, dass das noch ein paar mehr Leute mitkriegen müssen, darüber passiert eine Sensibilisierung.

Nicht sozusagen in der Nische verbleiben, das ist vielleicht das größte Manko bei dem Thema.“

Jahrhunderte dauernde Exklusion kann kaum in einer Generation abgeschafft werden, da waren sich die Interviewten einig. Veränderungsprozesse benötigen ihre Zeit. In gleicher Intention warnt eine weitere Gesprächspartnerin auch vor zu hohen Erwartungen an den aktuellen Prozess – und zwar von beiden Seiten – und plädiert für ein schrittweises Vorgehen im Sinne des „Aufeinander Zugehens“ von Menschen mit und ohne Beeinträchtigungen: „Eine Schwäche ist, dass es große Erwartungen gibt, die nicht von heute auf morgen zur Inklusion führen können, die aber – ich habe das vorher nie so erlebt – sehr – von den Betroffenen, von einigen wenigen – sehr fordernd vorgetragen werden, was dazu führt, dass man es sich mit der anderen Seite verscherzt und diese die Rollos runtermacht. Deswegen sage ich ja: Aufeinander zugehen, lernen und schrittweise bereit sein, auch kleine Schritte zu gehen. [...] Also manche, sage ich, müssen die Kirche im Dorf lassen. Wir sind auf einem Weg und die Erwartungshaltung bei einigen ist sofort: Warum nicht alles und warum nicht sofort? Das wird nicht gehen.“

Auch die Übertragung theoretischer Erkenntnisse in die Praxis benötigt Zeit, so mehrere Verbandsvertreterinnen und -vertreter. Sie wird zugleich als Paradigmenwechsel in der Pädagogik bezeichnet: „Die Herausforderung ist wirklich die Veränderung des Blickwinkels, dass wir als Menschen und Musikpädagogen dazu da sind, den Weg, den ein Mensch mit Musik gehen will, zu begleiten und zu unterstützen und nicht unsere Methode darauf zu stützen: So muss das laufen. Und das ist ein kompletter Wandel im gesamten musikpädagogischen System, im gesamten Denken, und das ist die größte Herausforderung, das hinzukriegen und sich zum Teil als Lehrende, zum Teil aber auch als Begleiter aufzufassen, bei einem lebenslangen Prozess, durch und mit Musik durch das Leben zu führen. [...] Das zu akzeptieren, und da zu sehen: Wo hat der Mensch seine Stärken, wie kann ich die noch besser unterstützen, dass was herauskommt? Wie man immer so schön sagt, dieses Defizitdenken wegzulassen ist natürlich in der Musik ganz verbreitet, weil: Man muss sich auch die Frage stellen, ob man klassische Musik tatsächlich inklusiv unterrichten kann, um auf so ein Niveau zu kommen. Und dieses Denken ist natürlich ein Defizitdenken: Du kannst das noch nicht und das noch nicht und das ist unsauber, man darf das hier nicht und so. Und zu sagen: Ja, das ist gut. Das ist wirklich in der Entwicklung dieser Pädagogik ein absoluter Paradigmenwechsel.“

Hierzu formuliert eine Akteurin den Wunsch, „dass in den Köpfen der Menschen die Inklusion sozusagen vorhanden ist, dass eben nicht mit Schere im Kopf und ‚Diese

Menschen sind anders, oder die können dieses nicht oder jenes nicht‘ gedacht wird, sondern dass die Fragestellung eine andere ist, dass man sagt: Was kann man tun, damit diese Menschen auch Teil des normalen, allgemeinen Lebens sind – werden können? Jeder natürlich so, wie er kann, das ist auch klar. Und das muss sozusagen personengerecht und dann entsprechend spezifisch mitgedacht werden.“ Die diesbezügliche Herausforderung ist also, dass Inklusion selbstverständlicher Teil des Alltags wird, nicht nur in Kunst und Kultur. Damit einher geht die Forderung, Inklusion nicht als etwas Spezielles zu definieren, etwas Zusätzliches und mit Mehrarbeit Verbundenes, sondern als Selbstverständnis.

Ein anderer Gesprächspartner hält es dabei auch für unabdingbar, ehrlich mit dem Thema umzugehen, auch Konflikte nicht zu verschweigen und Inklusion nicht als Gleichmacherei zu beschreiben. Unterschiede sollten zugelassen werden, die Herausforderung bestünde darin, mit ihnen respektvoll und wertschätzend leben zu können: „Inklusion heißt nicht Gleichmacherei. Also nicht jedes Bild, was von einem behinderten Künstler gemalt wird, ist schön. Das finde ich auch diskriminierend, wenn man sagt: Nur weil es von einem behinderten Künstler kommt, ist es schön – oder von einem Menschen mit einer geistigen Behinderung. Das ist eine Möglichkeit, sich auszudrücken, so wie meine Kinder sich auch ausgedrückt haben, ohne dass ich denen attestieren würde, dass sie Künstler sind. Und das, finde ich, gehört zur Ehrlichkeit auch dazu, das muss man dann auch sagen. Wobei daraus auch Konflikte erwachsen können. Wenn Sie z.B. in der offenen Jugendarbeit ein inklusives Theaterstück einstudieren und die Kids mit 15-16 oder 14-15 sagen: OK, jetzt habe ich mich darauf eingelassen, hier im Jugendzentrum ein Theaterstück zu lernen, und jetzt habe ich hier zwei Menschen mit einer geistigen Behinderung, die kapieren es nicht, die verhaspeln sich dauernd bei ihrem Text oder erzählen etwas ganz anderes als das, was sie sagen sollen. Ja, dann werden die auf einmal sauer, und dann ist das natürlich ein Konflikt, der dann ausgetragen werden muss. Also das war für mich jetzt noch einmal so ein Aha-Erlebnis. Das hat eine junge Frau über ihre Erfahrungen in der Leitung eines Jugendzentrums berichtet, wo ich sage: Ja, es hilft auch nichts, sage ich einmal, solche Konflikte zu verschweigen, weil dann Kulturarbeit an einer bestimmten Stelle natürlich auch mit einem qualitativen Aspekt und damit auch mit einem Leistungsaspekt versehen wird. Auch darüber muss man reden. Also man kann es nicht einfach verschweigen und sagen: Immer, wenn Menschen mit Behinderung und nicht Behinderte zusammenkommen, läuft es, dann haben wir Inklusion. Und diesen, auch ein Stück differenzierten Blick und noch einmal ein Stück Ehrlichkeit, das finde ich auch wichtig.“

Im künstlerischen Bereich kommt wiederum die Frage nach der Produktqualität hinzu, die im inklusiven Arbeiten ebenfalls als Herausforderung formuliert wird: „Die Herausforderung ist dieser doppelte Qualitätsanspruch, dass man sich gut überlegen muss: Ab wann ist das künstlerisch, kulturell gut? Und ab wann ist es in einem inklusiven Sinne gut? Und: Wo entsteht was neues Drittes?, also: Wo kann sich die Qualität von Kunst dadurch ändern, dass es eine inklusive Kunst ist? Und wo kann sich Inklusion dadurch verbessern, dass wir mit künstlerischen Methoden darangehen? Ja, das ist ziemlich kompliziert, aber das ist die Herausforderung.“

Die Fragestellungen, inwiefern sich die Qualität von Kunst dadurch ändern kann, dass es eine inklusive Kunst ist bzw. inwiefern sich Inklusion dadurch verbessern kann, dass mit künstlerischen Methoden gearbeitet wird, bedarf weitergehender Betrachtungen in Theorie und Praxis und ist zweifelsfrei eine große Herausforderung. Bezogen auf inklusive Kulturvermittlung spricht ein Akteur gar von einem Spagat: „Ich glaube wir haben den Spagat in den Museen zwischen Inklusion und zielgruppenspezifischer Arbeit, weil: Einerseits sollen wir Angebote machen, die inklusiv sind, das heißt für einen großen Teil der Bevölkerung gelten. Andererseits sollen wir aber schauen, dass wir unsere Zielgruppen sehr genau erschließen. Was ist jetzt inklusiv? Ist es eine Führung, die für alle verständlich ist, eine, die unterschiedliche Formen von Beeinträchtigung berücksichtigt? Ich weiß es nicht, das kann ja alles sein, was dazu führt, wenn ich eine Schnittmenge von allen bilden will, dass ich am Ende ein Produkt habe, das nicht überzeugend ist. Wenn ich zielgruppenspezifisch arbeite, arbeite ich exklusiv, das heißt: Nehmen wir eine Führung in einfacher Sprache. Die ist für bestimmte Leute, die ins Museum kommen, sehr geeignet, für andere überhaupt nicht, weil sie sagen: Da bin ich völlig unterfordert. Und mit diesem Spagat umzugehen, das ist glaube ich noch eine große Herausforderung. Politisch wird Inklusion gewünscht, auf der Marketingseite sagt man: Ihr müsst zielgruppenspezifisch arbeiten. Nur, wenn ihr die Zielgruppe richtig trefft, habt ihr Erfolg. Das stimmt beides. Wir können aber nicht gleichzeitig alles tun, weil: Die Ressourcen haben wir nicht. Und deswegen müssen wir genau überlegen, wann wir was machen. Und das ist tatsächlich eine Herausforderung. Da gibt es auch keine wirklich gute Lösung.“ Von der Politik wird generell mehr Unterstützung gefordert, insbesondere da über die Politik die Ressourcen für die Umsetzung von Inklusion zur Verfügung gestellt werden. Dies betrifft in erster Linie die Finanzen, in diesem Zusammenhang auch die Förderkriterien für inklusive Projekte und künstlerische Projekte generell, und damit verbunden auch die personellen Ressourcen.

Die nachstehende Äußerung steht exemplarisch für viele Stellungnahmen der Interviewten: „Die Probleme und die Schwierigkeiten sehe ich in erster Linie an den

finanziellen Mitteln, das Angebot wirklich immer so aktuell, zeitnah und attraktiv darzustellen, wie man es gerne möchte, [...] dass es schwierig ist für die Bibliotheken, da wirklich die volle Bandbreite anzubieten, immer auf dem aktuellsten Stand zu sein, also Thema eBook-Debatte, dass wir wirklich teilweise auf Kriegsfuß stehen mit den Verlagen, dass es eben schwierig ist für Bibliotheken, da immer das Angebot aufrecht zu erhalten, attraktiv genug zu halten. Jetzt muss man ja auch sehen, dass wir einen Generationswandel haben, dass natürlich die junge Generation nur noch auf Digitalisierung und Technik aus ist, im Gegensatz zu der älteren Generation, die eher auf das gedruckte Buch zurückgreift. Und wenn ich das jetzt auf Menschen mit Behinderung reflektiere, ist es da natürlich auch für die Bibliotheken schwierig, das Angebot immer aktuell aufrecht zu erhalten, weil eben die Mittel begrenzt sind. Also das größte Problem ist einfach die Finanzierung. Einmal ganz abgesehen davon, was mit personellen Engpässen ist, Mutterschaftsvertretung, das ist auch immer wieder ein aktuelles Thema für die einzelnen Bibliotheken. Also da ist ganz klar die Finanzierung das größte Problem.“ Weitere, damit einhergehende Positionierungen sind die folgenden: „Die Schwäche ist im Moment, dass unter der Kapital-Situation die Fördermittel einbrechen. Und statt zu sagen: Es wird mehr und mehr, jetzt können wir auch einmal in den Bereich stärker hineingehen, wird natürlich der Kampf um die Mittel stärker.“

Oder ebenso: „Die Herausforderung, das ist auch die Geld-Thematik natürlich, unter der alle Stiftungen im Moment leiden. Und es gibt sicher ein Mehraufkommen an Kulturförderung, aber es gibt auch immer mehr Kultur. Also der Run um die Mittel wird immer größer. [...] Die Verhältnisse passen nicht mehr, also mit den zunehmenden Universitäten und Ausbildungen, und da würde ich jetzt einmal den inklusiven Bereich dazu nehmen. Dort gibt es immer mehr Projekte, die natürlich subventioniert werden müssen, das ist ja keine Frage, und insofern wird natürlich der Anspruch auf die Mittel immer höher.“

Und weiterhin: „Zur inklusiven Kulturarbeit kann ich sagen, es gibt viele Kollegen, die die Arbeit gerne machen und gute Ideen dazu haben. Es wird dann schwierig auf zwei Ebenen, wenn ‚originär‘ künstlerische Arbeiten dadurch weniger möglich sind. Es gibt sowieso immer mehr Bedarf an Fördermitteln für künstlerische Arbeit.“

Hinzu kommt für künstlerisch Tätige nach Aussage einiger Interviewten die Einschätzung, in der künstlerischen Arbeit funktionalisiert oder auch instrumentalisiert zu werden, um dadurch gesellschaftspolitische Probleme zu bearbeiten. Dies belegt die nachstehende Aussage: „Wir kriegen zusätzliche Mittel, wenn es irgendwas

mit Geflüchteten zu tun hat. Das ist landauf, landab meine Beobachtung auch in verschiedenen anderen Verbänden und Institutionen. Der zweite Punkt ist der, der ist so ein bisschen schwieriger, weil ganz oft der Verdacht entsteht, dass gerade Künstler und Künstlerinnen dazu benutzt werden, um Probleme zu lösen. Das betrifft nicht nur die Geflüchteten, sondern das ist auch eigentlich vorher schon so. Und dann kommen wir vielleicht in so einen Bereich, der hier noch viel stärker im Fokus steht, künstlerische Arbeit zu funktionalisieren oder zu instrumentalisieren, um dadurch zu bestimmten gesellschaftlichen Problemstellungen, Stichwort Bildungsbenachteiligung eben oder Inklusionsbedarf, Lösungen zu finden. Das ist ambivalent, das ist schwierig, weil das natürlich eigentlich nicht in Ordnung ist, weil die Künstler dann am stärksten sind, wenn sie erst einmal nur Kunst machen, so zweckfrei, wie es irgendwie geht.“

Als weitere Herausforderungen wurden örtliche Gegebenheiten in der Unterscheidung von Stadt und ländlicher Region genannt („umfangreichere, bessere Infrastruktur im urbanen Raum“) sowie bauliche Barrieren, die eine Zugänglichkeit zu Kunst und Kulturaktivitäten für alle Menschen erschweren bzw. verhindern.

Schließlich fordert einer der Gesprächspartner die Betroffenen auf, ihre Rechte einzufordern, sich zu vernetzen und etwas zu bewegen, um Inklusion zu befördern: „Die Herausforderung hat natürlich damit zu tun: Wenn jetzt die Gruppe wächst, wenn es mehr Bedarf gibt, muss es auch mehr Möglichkeiten geben, diesen Bedarf zu decken. Das hat etwas mit Geld zu tun, das hat etwas mit Überzeugungsarbeit zu tun, das hat auch mit Sensibilität zu tun. Das hat ja auch was mit Einfordern zu tun, das heißt, die Betroffenen müssen sehen, dass sie sich stärker vernetzen auch und mit einer Stimme sprechen. [...] Es gibt ja auch Behindertenorganisationen, dass die stärker aktiv werden. Das sagt sich immer so leicht, ich weiß das. Aber wenn man nichts von sich aus tut und einfordert, passiert auch wenig. Man muss sich nicht immer nur auf andere verlassen, sondern auch sehen, dass man im Rahmen seiner eigenen, vielleicht bescheidenen Möglichkeiten auch aktiv wird.“

Festzuhalten ist insgesamt, dass die Gesprächspartnerinnen und -partner darauf hinweisen, dass sich in der Umsetzung des inklusiven Gedankens mit Blick auf die historische Entwicklung bereits viel getan hat, gleichwohl der Diskurs weitergeführt werden muss, um auch künftig für das Thema zu sensibilisieren. Konstatiert wird ebenso, dass Veränderungsprozesse Zeit benötigen, es aber zugleich eine große Erwartungshaltung gibt, möglichst schnell zu Veränderungen zu kommen. Unabhängig davon wird geraten, dass sich Betroffene vernetzen, aktiv werden und ihre

Rechte auch einfordern. Wunsch ist es, dass Inklusion als Haltung selbstverständlich sein soll, nicht als etwas Spezielles empfunden und auch nicht als Mehrarbeit verinnerlicht werden sollte.

Besondere Herausforderungen sind zu sehen in der Umsetzung theoretischer Kenntnisse über inklusive Kunst und inklusive Kulturvermittlung in konkrete zielgruppenadäquate pädagogische Handlungen. Die Pädagogik steht hier erneut vor einem Paradigmenwechsel. Von Bedeutung ist es hierbei, ehrlich mit dem Thema umzugehen, auch Konflikte nicht zu verschweigen und Inklusion nicht als Gleichmacherei zu beschreiben.

Weitere Herausforderungen betreffen die finanziellen Aspekte und auch die Förderkriterien für inklusive Projekte und künstlerische Projekte, damit verbunden auch personelle Ressourcen. Auch der Zugang zu entsprechender Infrastruktur und das Thema Barrierefreiheit sind weitergehend zu diskutierende Bereiche.

Wichtig war es den Gesprächspartnerinnen und -partnern, auf die Zweckfreiheit von Kunst hinzuweisen und darauf, dass künstlerisch Tätige durch auf bestimmte gesellschaftspolitische Problemlagen fokussierte Fördermodalitäten oftmals den Eindruck haben, in ihrer Arbeit funktionalisiert oder auch instrumentalisiert zu werden zur Bearbeitung ebensolcher Situationen.



UN-LABEL UND DIN A 13, KÖLN

Mixed-abled Tanzkompanien

Die Startphase der mixed-abled Tanzkompanie „Un-label“ fand im Rahmen eines zweijährigen EU-Kulturprojekts (2015-2017) mit dem Ziel der Erforschung neuer inklusiver Möglichkeiten in den Sparten Tanz, Theater und Musik statt. An den Workshops, der Künstlerresidenz, den Gastspielen und Symposien im In- und Ausland nahmen 100 darstellende Künstlerinnen und Künstler mit und ohne Behinderung aus unterschiedlichen europäischen Ländern teil. Gründerin und Leiterin von Un-label ist Lisette Reuter, Träger der Sommertheater Pustebume e.V. Die Erkenntnisse aus dem Modellvorhaben wurden zusammen mit Best Practice-Beispielen, einem Kriterienkatalog und einer Checkliste in einem Handbuch zusammengefasst.

Bereits 1995 wurde, ebenfalls in Köln, die wegweisende mixed-abled Tanzkompanie DIN A 13 der Choregrafen Gerda König gegründet, deren Ensemble aus professionellen Tänzerinnen und Tänzern unterschiedlicher Körperlichkeiten besteht. Künstlerischer Ansatz der Kompanie ist die Erforschung und Sichtbarmachung „anderer Körper“.

www.un-label.eu | www.din-a13.de

5.7 Zukunft inklusiver Kulturarbeit aus Verbandssicht

Abschließend wurden die Gesprächspartnerinnen und -partner in den Interviews danach gefragt, wie sie die Zukunft inklusiver Kulturarbeit einschätzen.

Treffend drückt ein Gesprächspartner seine Einschätzung zur Zukunft inklusiver Kulturarbeit wie folgt aus, verbunden mit dem Wunsch, dass es irgendwann gar nicht mehr nötig sein wird, über Inklusion zu reden: „Ich glaube, durch das, was gerade passiert, und da binde ich noch einmal die Volxakademie ein, weil die so durchdringend ist, mich auch gerade so anspricht, weil diese Zusammenarbeit so befördernd ist, also was auch die Denkkultur anbelangt, dass es gar keinen Weg mehr zurück gibt. Also das kann nur nach vorne gehen und stärker werden.“ „Also ich sehe ja die Zukunft generell eher positiv“, so ein weiterer Akteur. „Ich wünsche mir eine Zukunft, wo das irgendwann nicht mehr nötig ist, dass wir genau darüber reden, sondern dass es selbstverständlich ist, dass Orte barrierefrei sind, dass Menschen mit und ohne Behinderung miteinander reden, Themen erarbeiten und Dinge weiterentwickeln.“

Positiv wird der aktuelle Schwung gesehen, mit dem Inklusion derzeit befördert wird: „Es gibt jetzt gerade einen großen Schwung. Und wenn das aber richtig schlecht läuft, das dauert lang, bis es einen zweiten Schwung gibt, bis man noch einmal so ein ‚Go‘ kriegt und noch einmal so politische Signale auf Grün stehen und man auch so eine Bereitschaft merkt und so eine Offenheit, dass sich die Dinge doch bewegen. Das kommt ja auch nicht aus dem Nichts. Irmgard Merkt hat einmal gesagt: Guck mal, kaum mache ich etwas 40 Jahre lang, dann läuft es auch. Das hat ja einen langen Anlauf, und da muss man jetzt schon doch damit umgehen, und das muss man jetzt gut transformieren. Und gut auch irgendwie zukunftsfähig machen. Und das kann man nur, indem man die Stärken nutzt.“ Die Herausforderung liegt somit aktuell darin, am Ball zu bleiben und gleichzeitig zu realisieren, dass es sich um einen kontinuierlich fortlaufenden Prozess handelt, dessen Erfolge sich nicht in kurzer Zeit einstellen, sondern bei dem es eines langen Atems bedarf. Dazu passt die nachstehende Äußerung einer Gesprächspartnerin: „Ich denke, zu diesem Thema sollte man kein Schlusswort sprechen, sondern wirklich darauf verweisen, dass es ein kontinuierlicher Prozess ist, an dem wir alle gewinnen sollten und können, und dass wir uns da nach besten Kräften, Wissen und Gewissen auch einbringen, und dass viele Ergebnisse, die wir jetzt auch schon vorzuweisen haben, in die richtige Richtung gehen. Das, denke ich, ist Quintessenz für diesen – ja, wie soll ich sagen – Statusbericht auf einem langen Weg.“

Einfacher könnten es künftig die aktuell jüngeren Menschen in einer inklusiven Gesellschaft haben, so einige der Interviewten, denn positiv und Inklusion befördernd wird es gesehen, dass nun mehr und mehr Kinder und Jugendliche inklusiv beschult werden und diese das Zusammenleben vielfältiger Menschen von jungen Jahren an als Normalität erleben können: „Ich denke, es ist natürlich für diejenigen, die jetzt erwachsen sind, ein bisschen schwieriger als für die, die hoffentlich mit der Inklusion einfach auch in den Schulen groß werden. Dann wird ein ganz anderes Bewusstsein auch über die Schwierigkeiten vielleicht erwachsen. Was wir jetzt sagen: Oh, viele wissen das gar nicht, dass sie das machen könnten und denken selber: Ich kann sowas gar nicht. Das beantrage ich erst gar nicht oder bewerbe mich jetzt nicht auch im Studium. Das steht und fällt natürlich mit der Betreuung rundherum. Wenn ich jemand stärke und sage: Mach das, wir helfen. Ja, aber: Diese Entwicklung war halt vorher auch nicht da. [...] Ich glaube schon, dass in Zukunft mehr Kinder und Jugendliche Musik machen werden, dass irgendwann der Knoten platzt, dass Musikschulen nur ein Ort sind, wo nicht nur ausgewählte Kinder klassische Musik oder auch andere Musik gemeinsam machen, sondern dass es ein Ort ist, ein sozialer Ort, wo man sich mit Musik begegnet, mit Musik austauscht und gemeinsam Musik entwickelt.“

Unterstützung für die (Be-)Förderung des Themas wird gesehen bei den Entscheidungsträgern in Politik und Verwaltung. Diesbezüglich wird die Situation als zukunftssträchtig und nachhaltig eingeschätzt: „Und das sehe ich, glaube ich, für die Zukunft sehr positiv. Das gibt so einen Auftrieb, da [...] einfach auch weiter zu machen, und weiter zu arbeiten. Die Bretter, die man da bohren muss, die sind doch deutlich dünner geworden. Wir haben natürlich jetzt auch das Glück, dass wir den (politischen) Auftrag haben und auch die politische Vertretung da sehr, sehr, sehr, sehr – über alle Maße, kann man fast sagen, engagiert ist und das Thema vorantreibt.“ Hierbei ist natürlich die gesamtgesellschaftliche Entwicklung unter den aktuellen Rahmenbedingungen zu berücksichtigen, wozu ein Interviewpartner sagt: „Da würde ich den Inklusionsbegriff noch einmal deutlich erweitern, so wie wir anfangs eingestiegen sind, wo dann doch auch verwandte Bereiche wie Geflüchtetenarbeit, bildungsbenachteiligte Kinder und Jugendliche, Altenarbeit für mich mit in diesen Bereich hineingehen. Ich würde den Inklusionsbegriff so erweitern, dass man letztendlich sowieso so eine Arbeit in diesem Bereich der freien Darstellenden Künste so begreift, dass die sehr prädestiniert dafür ist, sich allen möglichen Zielgruppen sowohl vor als auch hinter der Bühne zuzuwenden. Das zeigen eigentlich die Erfahrungen der letzten 20-30 Jahre, weil: Die Produktionsverhältnisse, so unsicher sie auch sind, aber so unkonventionell und frei sind sie auch. [...] und da sehe ich perspektivisch immer mehr

Aufgabenfelder, und auch ästhetische Herausforderungen für die freien Darstellenden Künste.“

Eine Interviewte weist hin auf die ihrer Meinung nach steigenden Zahlen von Menschen mit Beeinträchtigungen, die die Gesellschaft zwingen werden, inklusiv zu handeln, und ein weiterer erzählt: „Ich erlebe, dass zunehmend mehr Kommunen sich auf den Weg machen und sagen: Für uns ist das auch als Thema in unserer Stadtgesellschaft wichtig, nicht nur, weil es darum geht, ich sag jetzt einmal eine Handvoll Menschen mit Behinderung einzubinden, sondern weil uns das auch wiederum als Stadtgesellschaft ausmacht: Wie gehen wir mit demenzkranken Menschen um? Wie gehen wir mit psychischen Behinderungen, psychisch erkrankten Menschen um? Wie gehen wir insgesamt mit alten Menschen um? Also Stadtgesellschaft in der Vielfalt zu denken oder zusammenzuführen, [das] haben viele Kommunen für sich als ganz, ganz wichtiges Thema für die Zukunft erkannt. Und das glaube ich ganz fest, dass inklusive Stadtgesellschaft, aber auch das Denken in Quartieren, wo jeder eine Rolle hat in seinem Quartier und bestimmte Infrastruktur-Leistungen organisiert werden im Quartier, dass das die Themen der Zukunft sind, und das wird einen riesigen Schub noch einmal geben auch in Richtung Inklusion. Da bin ich fest von überzeugt.“

Bei allen positiven Erfahrungen und Visionen einer inklusiven Stadtgesellschaft werden in den Interviews aber auch Befürchtungen nicht verschwiegen, wie etwa die Angst vor Überforderung mit „immer neuen aktuellen Themen“. So erklärt ein Gesprächspartner, zu Anfang der Legislaturperiode der vorherigen Landesregierung sei über den Leitfaden „NRW inklusiv“ Inklusion ein großes Thema gewesen, welches seit 2016 jedoch überlagert sei durch den Aktionsplan zur Integration Geflüchteter. Damit einher geht die Befürchtung von zu wenig Expertise in der Umsetzung von der Theorie in die Praxis. So formuliert ein Experte: „Da [gemeint ist die inklusive Stadtgesellschaft und das Denken in Quartieren, Anm. der Autorin] gibt es aber aus meiner Sicht noch zu wenig Expertise, also viele Kommunen fragen sich händeringend: Wer kann uns dabei helfen, bei dem Prozess? Und da stößt man, sage ich einmal, immer auf die üblichen Verdächtigen, die dann helfen, da brauchen wir eigentlich noch mehr, noch mehr Expertise. Wobei: Nach meiner Wahrnehmung, – wir beobachten das ja auch so ein bisschen bundesweit –, da sind eigentlich viele Institutionen jetzt noch in einem lernenden Prozess.“

Am Ende der Interviews wurden die Gesprächspartnerinnen und -partner gefragt, ob es noch weitere Aspekte inklusiver Kulturarbeit gibt, die ihnen für die Zukunft wichtig sind. Niedrigschwellige Angebote für bildungsferne Schichten wünscht sich

ein Kulturakteur: „Also das Erste ist einfach, dass wir zu wenig niedrigschwellige Kulturangebote haben, wo Menschen mit unterschiedlichen Vorerfahrungen, was Kulturarbeit angeht, aber auch mit unterschiedlichen – ja vielleicht – Einschränkungen, Kultur zu erfahren und zu verarbeiten, zusammenkommen. Also zum Teil liegen die Hürden sowohl intellektuell als auch physisch oder physikalisch zu hoch, und dass man diese niedrigschwelligen Kulturangebote schafft, ohne dass man riesen Aufwand betreiben muss, ohne dass man sagt: Oh, da geniere ich mich vielleicht. Ich sage jetzt einmal sogenannte bildungsferne Schichten, also wenn man das Thema von einem klassischen Behinderten-Fokus einmal wegdenkt. Auch das ist, finde ich, wichtig, dass man einfach sagt: Kultur ist nicht irgendwie etwas für die oberen Zehntausend, sondern Kultur ist eigentlich etwas, was unser Menschsein ausmacht, was sozusagen uns dazu hilft, unsere Wirklichkeit, unser Leben auch besser zu verstehen, und was anregend ist, uns Anregungen geben kann. Und diese Angebote, also niedrigschwellige Kulturangebote, damit Begegnung und Verschiedenheit ermöglicht wird. Das halte ich für ganz, ganz wichtig, und da haben wir aus meiner Sicht noch einen riesigen, riesigen Weg vor uns.“

Ein weiterer Gesprächspartner kam noch einmal auf das Thema Barrierefreiheit zu sprechen: „Ich würde mir baulicherseits zunächst wünschen, dass Dinge mit einer größeren Selbstverständlichkeit inklusiv sind. [...] In ganz vielen Museen hab ich in Japan [...] eine Ausstellungshalle, wo das ganz normal inszeniert ist, und dann habe ich außen an den Wänden oder an bestimmten Einheiten eine stark didaktische Vermittlung. Und diese didaktische Vermittlung wendet sich an die unterschiedlichsten Zielgruppen. Und das hat da eine hohe Selbstverständlichkeit. Und das liegt, glaube ich, daran, dass in Japan dieser gesellschaftliche Wandel ganz anders angekommen ist als bei uns. Diese Gesellschaft ist schon deutlich älter als unsere, da gibt es dann eine hohe Service-Orientierung, auch in Kultureinrichtungen, und das ist da einfach ganz normal. [...] Dass es diese Hilfsmittel gibt oder diese Alternativen, das fand ich sehr gut, und das würde ich mir für Deutschland wünschen auf der baulichen Seite, denn das ist ja letztlich Ausstellungsarchitektur und Ausstellungsdidaktik.“

Und weiterhin: „Und ich würde mir aber auch wünschen, dass auf Seiten der Zielgruppen mit einer größeren Selbstverständlichkeit die Dinge wahrgenommen werden. Denn was wir manchmal durchaus haben, ist, dass mit viel Mühe ein Programm in Gebärdensprache angeschoben worden ist. Und dann gibt es einmal im Vierteljahr oder einmal im Monat meinetwegen eine gebärdensprachliche Führung. Und zwar nicht auf Anfrage, sondern öffentlich, das heißt, da kann man hingehen. Aber die Nachfrage ist sehr gering aus unterschiedlichen Gründen. Und es gibt [...]

tatsächlich eine ganze Reihe von Angeboten – die Museen machen einiges – aber die Nachfrage ist oftmals eben nicht so groß. Vielleicht, weil man es nicht erwartet, das kann sein, vielleicht, weil man es vergisst. Also die Einrichtungen – oftmals sind es ja Einrichtungen, die dann dafür sorgen, dass Leute kommen – haben das nicht in dem Maße auf dem Schirm, wie sie es vielleicht haben könnten. Ich glaube, da müssen beide Seiten ein bisschen daran arbeiten, dass das, was es gibt, besser wahrgenommen wird; dann hat das eine höhere Breitenwirkung; dann kann man bei der Politik bewirken, dass da auch wieder mehr Mittel bereitgestellt werden, das ist ja so eine Kausalkette.“

Nicht unkritisch gesehen wird letztlich das Erstarken politischer Kräfte, die dem Thema Inklusion nicht nahe stehen: „Was ich nicht beeinflussen kann, ist, ob mir die Geldgeber nicht in ein paar Jahren den Hahn zudrehen und sagen: AfD ist jetzt in der Mehrheit, das ist politisch nicht mehr gewollt. Dann ist es so, das wäre furchtbar. Aber das ist ja dann ein Kampf, Politikgeld heißt ja nun einmal: Man kriegt das Geld ja auch für eine bestimmte politische Haltung von den Geldgebern. Das wünsche ich mir schon, dass wir das weiter machen können: Aktuell – das gebe ich ganz offen zu – habe ich eher eine andere Sorge, dass wir gesellschaftlich eine Entwicklung haben, wo wir, insbesondere wenn es um die Frage von Behindertenpolitik geht, uns in Richtung der 60er Jahre bewegen. Also wenn Parteien mit einem Wahlprogramm, in dem Inklusion ausdrücklich nicht erwünscht ist, 25% der Wählerinnen und Wähler bei Wahlen erhalten [gemeint sind die Landtagswahlen in Mecklenburg-Vorpommern am 4.9.2016], dann macht mir das Sorgen für die Zukunft. Das heißt: Wir haben jetzt vieles auf den Weg gebracht, viele Menschen haben sich auf den Weg gemacht, aber daneben gibt es jetzt einen Zeitgeist, der diesen emanzipatorischen Ansatz, diesen liberalen Ansatz, diesen Diversity-Ansatz nicht haben will, eher bekämpft. Und ich glaube, wir müssen darauf achten, dass es denen nicht gelingt. Also wenn ich mir das AfD-Wahlprogramm anschau, dann lese ich zu Inklusion nichts Gutes, und zu dem gesellschaftlichen Bild, was da sich versteckt, habe ich das Gefühl, ich bin in den 60er Jahren und diskutiere sozusagen über die Anfänge. Also diese Entwicklung haben wir aktuell.“

Eine Akteurin bringt die aktuelle Situation mit den Worten auf den Punkt: „Weitermachen und nicht verzweifeln.“

Zusammengefasst wird die Zukunft inklusiver Kulturarbeit von den befragten Expertinnen und Experten positiv eingeschätzt, auch die Unterstützung seitens der Politik wird als positiv bewertet. Andererseits wird mit Sorge das Erstarken politischer Kräfte beobachtet, die dem Thema Inklusion nicht nahestehen. Die Herausforderung wird daher darin gesehen, den inklusiven Prozess fortzuführen und gleichzeitig zu realisieren, dass es sich um einen kontinuierlich fortlaufenden Prozess handelt, dessen Erfolge sich nicht in kurzer Zeit einstellen, sondern bei dem es eines langen Atems bedarf.

Den jungen Menschen, die inklusiv beschult werden, werden gute Chancen eingeräumt, durch diese Erfahrungen sensibilisiert zu werden für Diversität und dafür, eine Gesellschaft in Vielfalt als Normalität zu betrachten.

Hingewiesen wird seitens der Kulturverbände erneut auf eine Erweiterung des Inklusionsbegriffs (im soziologischen Sinne) und auf eine Erweiterung der Aufgabfelder inklusiver Kulturvermittlung aufgrund der Ausweitung der Zielgruppen. Zudem wird die inklusive Stadtgesellschaft angesprochen als Thema der Zukunft. In diesem Zusammenhang wird ein zunehmender kommunaler Unterstützungsbedarf für die Umsetzung konstatiert. Seitens der Kulturschaffenden gibt es parallel dazu die Angst vor einer Überforderung durch immer neue, aktuelle Themen.

Schließlich werden „niedrigschwellige Angebote für bildungsferne Schichten“, „Barrierefreiheit“ und der Wunsch nach mehr Nachfrage seitens der Zielgruppe(n) thematisiert.



GLANZSTOFF-STUDIO, WUPPERTAL

Ausbildung für Schauspielerinnen und Schauspieler mit Behinderung

Professionellen Schauspielunterricht mit Aufführungen an den Wuppertaler Bühnen und Kurse in Bühnenbildgestaltung, Malerei, Musik und Tanz für Menschen unterschiedlichster körperlicher und kognitiver Voraussetzungen und Fähigkeiten ermöglicht seit 2014 GLANZSTOFF, die Wuppertaler Akademie der inklusiven Künste e.V. Mit dem GLANZSTOFF-Studio möchte die Akademie eine mehrjährige anerkannte Ausbildung etablieren und damit auf ein deutschlandweites Desiderat antworten: Nachwuchsdarstellerinnen und -darstellern mit Behinderungen unter professioneller Leitung Schauspielunterricht für Bühne, Film und Fernsehen anzubieten und die Trainees beim Einstieg ins Berufsleben zu unterstützen.

www.wirindglanzstoff.de

6. ZUSAMMENFASSENDE FESTSTELLUNGEN UND ERGEBNISSE

In Nordrhein-Westfalen hat sich seit der deutschen Unterzeichnung der UN-Behindertenrechtskonvention im Jahre 2009 zur rechtlichen Absicherung von Menschen mit Beeinträchtigungen und zur Entwicklung einer neuen Kultur inklusiven Denkens und Handelns vieles entwickelt. Inzwischen gibt es neben den Aktionsplänen des Bundes und einzelner Länder, eben auch des Landes Nordrhein-Westfalen, Inklusionspläne der Landschaftsverbände (LWL und LVR) sowie mittlerweile in zahlreichen Kommunen einen „Aktionsplan Inklusion“. Das auf dieser Basis praktizierte interdisziplinäre Arbeiten in Kommunalverwaltungen erweitert die jeweilige professionelle spezifische Blickrichtung auf inklusive Bedürfnisse und fordert alle Beteiligten auf, inklusiv zu denken. Insbesondere auf der kommunalen Ebene, dort, wo die Menschen leben und sich begegnen, trägt die politische, aber auch die partizipative Beschäftigung mit Inklusion als gesellschaftliche Herausforderung der notwendigen Sensibilisierung für eine inklusive Gesellschaft Rechnung.

Festgehalten werden kann, dass im Bereich Kunst und Kultur in Nordrhein-Westfalen die hier Befragten sämtlich mit dem Thema „Inklusion“ befasst sind. Gleichwohl sind Unterschiede in der Intensität der Beschäftigung mit dem Thema deutlich geworden. Diese reichen vom selbstverständlichen inklusiven Handeln aufgrund rechtlicher Zuständigkeiten über intrinsische Motivationen bis hin zur Unsicherheit, welche Bedeutung Inklusion für den eigenen Bereich haben könnte.

Der Inklusionsbegriff wird von den Gesprächspartnerinnen und -partnern zumeist in umfassenderem Sinne verstanden und bezieht sich nicht ausschließlich auf die Gruppe von Menschen mit Beeinträchtigungen. Vor dem Hintergrund einer demokratischen Werteorientierung bedeutet Inklusion Vielfalt, im Sinne inklusiver Kulturarbeit eine Vielfalt von kulturellen und künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten, zu sehen als eine Chance für die gesellschaftliche Weiterentwicklung, aber auch als eine Herausforderung in der Umsetzung. Inklusive Kulturarbeit wird hier als Methode verstanden, Verständigung u.a. jenseits der Sprache zu fördern. In der Gesamtheit gilt bei den Interviewten das Postulat: Es ist normal, verschieden zu sein!

Aus Sicht der Befragten sind in der Kunst- und Kulturszene unterschiedlichste Individuen tätig, und jedes dieser Individuen hat eine eigene Form der Darstellungsmöglichkeit, die mit einer individuellen Ästhetik verbunden ist. Inklusion und Individualität in diesem Zusammenhang wird mittlerweile durchaus umfassender

interpretiert als in der Konzentration auf Menschen mit körperlichen oder geistigen Einschränkungen.

Im künstlerischen Bereich stehen die Fragen von Qualität und Aussagekraft im Mittelpunkt, nicht die Problematisierung von Einschränkungen. Individualität als Teil einer (neuen) Ästhetik in der Kunst scheint einfacher in zeitgenössischen und neuen Kunstformen umsetzbar, denn die Erfahrung zeigt, dass das Publikum klassische Kunst in klassisch dargestellter Weise rezipieren möchte, so wie es dessen Seh- und Hörgewohnheiten und Erwartungen entspricht. Es gibt also etablierte Interpretations- und damit einhergehende Rezeptionsgewohnheiten. In der Konsequenz ist die Einschränkung/Behinderung eines Kunschtschaffenden erst dann von Bedeutung, wenn sich die erzeugte Kunst ändert, indem sie von den historischen Normen abweicht.

Bei den Befragten gibt es wenige Kenntnisse darüber, wie viele Menschen mit Einschränkungen als Künstlerinnen, Künstler oder Kulturvermittelnde in ihrem jeweiligen Verband tätig sind. Erfahrungen zeigen, dass professionelle Künstlerinnen und Künstler mit Einschränkungen meist nur im Rahmen von Veranstaltungen über Inklusion oder Behinderung engagiert werden. Auch negative Erfahrungen „mit einem unbarmherzigen Publikum“ wurden in diesem Zusammenhang beschrieben.

Zur Arbeitswelt von Menschen mit Behinderungen äußern sich die Gesprächspartnerinnen und -partner in ihrer Position als Arbeitgeber und thematisieren die Rolle von Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern mit Behinderungen im Zusammenhang mit der Schwerbehindertengesetzgebung (SGB IX), wobei hier vordringlich verwaltungsbezogene Einsatzmöglichkeiten genannt werden, nicht künstlerische oder kulturvermittelnde Tätigkeiten.

Künstlerinnen und Künstler und Kulturvermittelnde mit Einschränkungen werden zusätzlich zu ihrer professionellen Kompetenz als Expertinnen und Experten in eigener Sache geschätzt. Jedoch wird konstatiert, dass es insbesondere in der Kulturvermittlung und bei Referententätigkeiten schwierig sei, geeignete Menschen zu finden.

Weiterhin sind Forderungen nach Veränderungen artikuliert worden, die sich auf verbesserte Zugangsmöglichkeiten für Menschen mit Einschränkungen zu Aus- und Weiterbildungsmöglichkeiten beziehen, auf pädagogische Qualifikationen für die Arbeit mit Menschen mit Einschränkungen sowie auf die Präzisierung von Ausschreibungen in Bezug auf den expliziten Hinweis für eingeschränkte Künstler.

Auch wird beschrieben, dass nach wie vor der Unterstützungsbedarf für Menschen mit Behinderung durch Assistenz noch nicht gedeckt ist und dieses verbessert werden muss.

Das Arbeiten in Netzwerken ist Teil des Arbeitsalltags aller Befragten, zumal die meisten der Interviewten als Verbandsvertreterinnen und -vertreter selbst Netzwerkerinnen und Netzwerker im Interesse ihrer Verbandsmitglieder sind. Bezogen auf das Thema Inklusion weisen die Befragten in unterschiedlicher Intensität auf Kooperation und Kommunikation hin. Hier sind Unterschiede zu verzeichnen zwischen den Bereichen „Künstlerinnen und Künstler“ und „Kulturvermittelnde“. Für die Künstlerinnen und Künstler steht laut verbandsseitiger Aussage der Aspekt künstlerischer Qualität im Mittelpunkt, Inklusion wird eher als zusätzliches Thema gesehen. Deshalb wird aktuell die Notwendigkeit des Arbeitens in inklusiv-kulturellen Netzwerken durchaus in Frage gestellt.

Die meisten Befragten sehen gute Chancen in der Umsetzung inklusiven Agierens in Kunst und Kultur – ebenso wie in allen anderen Lebensbereichen, auch aufgrund bereits gemachter positiver Erfahrungen. Inklusion wird als bereichernd beschrieben, inklusives Handeln öffnet den Blick und erweitert Horizonte, sensibilisiert die Wahrnehmung und führt zu einer größeren Selbstverständlichkeit im Miteinander in einer bunteren Gesellschaft.

Es werden zahlreiche Lernprozesse beschrieben, wie etwa das Erlernen von Rücksichtnahme, Toleranz und Wertschätzung oder Anregungen für mehr Kreativität aufgrund größerer Vielfalt. Außerdem wird der Zusammenhang zwischen einer grundlegenden demokratischen Werteorientierung und den Partizipationsmöglichkeiten aller Menschen in einem solchen System betont. Zugleich wird zur Erweiterung der öffentlichen Sensibilisierung eine weitergehende Debatte über Inklusion eingefordert.

Auch bezogen auf die Notwendigkeit von Kooperationen und Kommunikation/Austausch werden zahlreiche (allgemeingültige) Gründe genannt, die auch für das Agieren in inklusiv-kulturellen Netzwerken gelten. Dazu gehören Wissenstransfer, Erfahrungsaustausch und damit verbunden eine mögliche Verbesserung der Qualität des eigenen Angebots, aber auch das Wissen um die Notwendigkeit, am Thema zu arbeiten, weil – zusammengefasst – Stärke in der Vielfalt liegt und gerade Kunst und Kultur zur Sensibilisierung und Bewusstseinsbildung zur Entwicklung einer inklusiven Stadtgesellschaft beitragen können.

Alle Gesprächspartnerinnen und -partner weisen darauf hin, dass sich in der Umsetzung des inklusiven Gedankens mit Blick auf die historische Entwicklung bereits viel getan hat, gleichwohl der Diskurs weitergeführt werden muss, um auch künftig für das Thema zu sensibilisieren. Konstatiert wird ebenso, dass Veränderungsprozesse Zeit benötigen, es aber zugleich eine große Erwartungshaltung gibt, möglichst schnell zu Veränderungen zu kommen. Unabhängig davon wird geraten, dass sich Betroffene vernetzen, aktiv werden und ihre Rechte auch einfordern. Wunsch ist es, dass Inklusion als Haltung selbstverständlich sein soll, nicht als etwas Spezielles empfunden und auch nicht als Mehrarbeit verinnerlicht werden sollte.

Der Faktor Zeit spielt bei der Entwicklung einer inklusiven Gesellschaft eine große Rolle, wenn darauf hingewiesen wird, dass Inklusion ein Prozess ist, in dem die angestrebten und erwünschten Veränderungen gesellschaftlich, organisatorisch und auch finanziell zeitlich sukzessive realisierbar sind.

Gleichzeitig wurden jedoch Befürchtungen vor Überforderung mit „schon wieder einem neuen Thema“ laut, wenngleich die Notwendigkeit gesehen wird, den Wandel zu gestalten. Die Diskussion erinnert in Teilen an die Debatte zur Entwicklung der Soziokultur ab den 1970er Jahren. Schon damals forderte Hilmar Hoffmann „Kultur für alle“ und vor allem die „Kultur von allen“. Die damaligen Gedanken passen in die heutigen Herausforderungen zum Thema Inklusion. Und wer, wenn nicht Kunst und Kultur können bezogen auf ein „neues Thema“ so innovativ agieren?!

Besondere Herausforderungen werden gesehen in der Umsetzung theoretischer Kenntnisse über inklusive Kunst und inklusive Kulturvermittlung in konkrete zielgruppenadäquate pädagogische Handlungen. Die Pädagogik steht hier erneut vor einem Paradigmenwechsel. Von Bedeutung ist es hierbei, ehrlich mit dem Thema umzugehen, auch Konflikte nicht zu verschweigen und Inklusion nicht als Gleichmacherei zu beschreiben.

Weitere Herausforderungen betreffen die finanziellen Aspekte und auch die Förderkriterien für inklusive und künstlerische Projekte, damit verbunden auch personelle Ressourcen. Auch der Zugang zu entsprechender Infrastruktur und das Thema Barrierefreiheit sind kontinuierlich diskutierte Bereiche. Deshalb wird seitens der Verbandsvertreterinnen und -vertreter mehr politische Aufmerksamkeit und Unterstützung und in Folge mehr an finanzieller Unterstützung gefordert.

Wichtig ist es den Gesprächspartnerinnen und -partnern aus dem künstlerischen Arbeitsfeld, auf die Zweckfreiheit von Kunst hinzuweisen und darauf, dass

künstlerisch Tätige durch auf bestimmte gesellschaftspolitische Problemlagen fokussierte Fördermodalitäten oftmals den Eindruck haben, in ihrer Arbeit funktionalisiert oder auch instrumentalisiert zu werden zur Bearbeitung ebensolcher Situationen. Künstlerinnen und Künstler betonen die Freiheit der eigenen Gestaltung, weisen zugleich auf die Notwendigkeit von Förderung hin und die insbesondere mit öffentlicher/staatlicher Förderung verbundene Problematik. Insbesondere die freie Szene will die unabdingbare staatliche Förderung als zweckfreie Würdigung ihrer Arbeit verstanden wissen, nicht als Problemlösungsinstrument. Aus diesem Grunde finden bezüglich der Beantragung von Fördermitteln zwei Aspekte besondere Erwähnung: Zum einen sollte der Eindruck vermieden werden, das Thema Inklusion werde lediglich als Legitimation zur Akquise solcher Fördermittel genutzt. Zum anderen sollte der Eindruck vermieden werden, diese Fördermittel würden allein in der Hoffnung auf die Lösung einer gesamtgesellschaftlichen Herausforderung zur Verfügung gestellt.

Festgestellt werden kann, dass sich durch die Interviews die (alte) Debatte der „Freiheit von Kunst und Kultur“ versus „Förderung durch öffentliche Gelder“ zieht. Es ist die bekannte Auseinandersetzung um Ressourcen und Förderkriterien, verbunden mit den Anregungen, Vorteile des gewünschten Paradigmenwechsels deutlich(er) zu machen und Förderkriterien verständlicher zu kommunizieren sowie Antragstellung, Antragsvergabe und Verwendungsnachweisverfahren zu vereinfachen.

Die Zukunft inklusiver Kulturarbeit wird von den befragten Expertinnen und Experten positiv eingeschätzt, auch die Unterstützung seitens der Politik wird als positiv bewertet. Andererseits wird mit Sorge das Erstarken politischer Kräfte beobachtet, die dem Thema Inklusion nicht nahestehen. Die Herausforderung wird daher darin gesehen, den inklusiven Prozess fortzuführen und gleichzeitig zu realisieren, dass es sich um einen kontinuierlich fortlaufenden Prozess handelt, dessen Erfolge sich nicht in kurzer Zeit einstellen, sondern bei dem es eines langen Atems bedarf.

Den jungen Menschen, die inklusiv beschult werden, werden gute Chancen eingeräumt, durch diese Erfahrungen sensibilisiert zu werden für Diversität und eine Gesellschaft in Vielfalt als Normalität zu betrachten.

Hingewiesen wird seitens der Kulturverbände auf eine Erweiterung der Aufgabenfelder inklusiver Kulturvermittlung aufgrund der Erweiterung des Inklusionsbegriffs im soziologischen Sinne und einer damit einhergehenden Ausweitung der Zielgruppen.

Als Thema der Zukunft wird die inklusive Stadtgesellschaft benannt. In diesem

Zusammenhang wird ein zunehmender kommunaler Unterstützungsbedarf für die Umsetzung konstatiert, sowohl im Personal- als auch im Beratungsbereich.

Schließlich werden sowohl „niedrigschwellige Angebote für bildungsferne Schichten“ und „Barrierefreiheit“ wie auch der Wunsch nach mehr Nachfrage seitens der Zielgruppe(-n) thematisiert. Festgehalten werden kann, dass eine Unklarheit besteht über den Wunsch von Menschen mit Beeinträchtigungen, ob und inwieweit sie sich an Kunst und Kultur als Akteure oder Rezipientinnen beteiligen wollen. Berichtet wird von Angeboten, die von der Zielgruppe, an die sich diese Angebote richten, (noch) nicht genug in Anspruch genommen werden. Dies mag aber auch daran liegen, dass die Zielgruppen, im vorliegenden Fall die Menschen mit Einschränkungen, nicht genug von den Möglichkeiten der Kulturrezeption wissen.

Selbst wenn Kulturorte barrierefrei sind, sind sie oftmals von Menschen mit Beeinträchtigungen nur schwer oder gar nicht erreichbar, weil der ÖPNV oder das Umfeld der Einrichtungen nicht auf deren Bedürfnisse ausgerichtet sind. Eine niedrigschwellige Erreichbarkeit von Einrichtungen und Kulturorten wird des Öfteren reklamiert. Der Blick auf die Finanzen ist hierbei durchaus realistisch. Aber es wird auch darauf hingewiesen, dass Inklusion zunächst einmal eine innere Haltung sei, weshalb bei Fragen der Barrierefreiheit, Zugänglichkeit oder Programmplanung die Einbeziehung von Menschen mit Einschränkungen in solche Planungsprozesse zunehmend selbstverständlich sein sollte, zumal diese Teilhabe keine großen finanziellen Ressourcen beanspruche. Jede und jeder Betroffene, die bzw. der sich beteiligt, könne ein Vorbild sein für zukünftig aktive Menschen, die früher keine partizipativen Chancen hatten.

Gewünscht wird abschließend, dass mehr Menschen mit Einschränkungen – auch als Expertinnen und Experten in eigener Sache – Partizipationsmöglichkeiten nutzen.



VOLXAKADEMIE – ZENTRUM FÜR INKLUSIVE KULTUR AN DER THEATERWERKSTATT BETHEL, BIELEFELD

Inklusive Performance- und Theaterprojekte

Ausnahmslos allen Menschen jeden Alters gleich welcher Voraussetzung Zugang zu kultureller Bildung und künstlerischer Aktivität zu ermöglichen, ist das Ziel der Volkakademie. Zu deren Angeboten gehören themenorientierte Volkstheater- und Performanceprojekte in heterogenen Gruppen, allgemein zugängliche Kolloquien und individuelle Beratung zur Reflexion und Übertragung von Erfahrungen inklusiver Kulturarbeit und die Erforschung und Vermittlung von Theorie und Praxis inklusiver Kulturarbeit.

www.theaterwerkstatt-bethel.de

7. HANDLUNGSEMPFEHLUNGEN FÜR EINE NEUE KULTUR INKLUSIVEN DENKENS

Die vorliegende Darstellung gibt Auskunft über das inklusiv-kulturelle Arbeiten in Kunst und Kulturvermittlung in Nordrhein-Westfalen, vorwiegend aus der Perspektive von Vertreterinnen und Vertretern nordrhein-westfälischer Kulturverbände. Aus der Vielzahl von Einzelergebnissen werden in Ableitung der zusammenfassenden Feststellungen nachstehend Handlungsempfehlungen skizziert, die in ihrer Übertragbarkeit allgemeingültigen Charakter für die Weiterentwicklung hin zu einer inklusiven Gesellschaft – hier mit dem Fokus auf Kunst und Kulturvermittlung – haben können.

Bewusstseinsbildung und Haltung

Das vorliegende Stimmungs- und Lagebild zu „Kultur und Inklusion in Nordrhein-Westfalen“ ist ein Plädoyer für einen „erweiterten“ Inklusionsbegriff im Sinne einer Haltung und eines gleichberechtigten Aushandlungsprozesses aller beteiligten Akteurinnen und Akteure in einer Gesellschaft, in der es normal ist, verschieden zu sein. Die aktuelle Entwicklung vom Fokus „Menschen mit Behinderung“ auf den Fokus „ALLE Menschen“ ist deshalb eine Anforderung an die gesamte Gesellschaft. Diese Zielrichtung zeitigt zugleich einen Mehrbedarf beim Thema Inklusion, bedenkt man die demografische Entwicklung (bezogen auf eine zunehmend älter und vielfältiger werdende Gesellschaft) und den gesellschaftlichen Wandel in Zeiten der Digitalisierung oder auch die konstatierte Zunahme psychischer Erkrankungen.

Insgesamt ist es angebracht, die gesamtgesellschaftliche Debatte über Inklusion zu verstärken, auch angesichts artikulierter Ängste vor dem Erstarken politischer Kräfte, die dem Thema Inklusion nicht nahe stehen. Die im Aktionsplan des Landes Nordrhein-Westfalen „Eine Gesellschaft für alle“ über Kulturarbeit und Inklusion genannten Vorhaben, wie beispielsweise Dialogforen oder Kreativwerkstätten, implizieren, dass die Bewusstseinsbildung gerade über (inklusiv-) kulturelle Arbeit umgesetzt werden kann.

Dialog und Beteiligung

Die Partizipation von Menschen mit Einschränkungen an gesamtgesellschaftlichen Diskussionen und Prozessen, insbesondere auch an Planungsprozessen, wurde als mehrheitlicher Wunsch von den Interviewpartnerinnen und -partnern geäußert. Das Inklusionsstärkungsgesetz NRW empfiehlt in Artikel 1, §§ 9 bis 13 bei Vorhaben auf Landesebene die Einbeziehung des Inklusionsbeirates und das evaluierende Berichtswesen. Ergänzend scheint eine Befragung der Behindertenverbände über deren Erfahrungen und Bedarfe an kultureller Inklusion angeraten. Diese Empfehlung folgt dem Selbstverständnis nach Bürgerbeteiligung bzw. Beteiligung der Behindertenselbsthilfe im Sinne des Aktionsplans „Eine Gesellschaft für alle. NRW inklusiv.“ Strukturell ist hierbei zu beachten, dass es in der etablierten Selbsthilfe selten einen eigenen Bereich oder Ansprechpersonen für Kultur gibt, sondern dass man im Sinne von inklusiver Kulturarbeit als Querschnittsthema etwa auf den Bereich „Partizipation“ zurückgreifen muss.

In inklusiven Partizipationsforen können weitergehende Fragestellungen bearbeitet werden, bei denen Menschen mit Einschränkungen insbesondere als Expertinnen und Experten in eigener Sache gefragt sind. Von Interesse sind der Diskurs mit und über Menschen mit und ohne Einschränkungen als Rezipientinnen und Rezipienten von Kunst und Kultur, die Sichtweise von und auf behinderte Künstlerinnen und Künstler und Kulturschaffende oder auch die künstlerische Qualität im Spannungsfeld von Behinderungen.

Gesprächsrunden mit Organisationen der Behindertenhilfe können zur Klärung von Grundsatzfragen und ggf. Planung gemeinsamer Veranstaltungen genutzt werden. Von Interesse sind Fragen wie: Wie erreicht man die interessierten Menschen mit Einschränkungen? Wie interessiert man die, die sich jetzt noch nicht für Kunst und Kultur interessieren? Wie kann man deren Kompetenz als Expertinnen und Experten in eigener Sache einbinden?

Durch die Notwendigkeit, eine gleichberechtigte Gesprächssituation für Menschen unterschiedlichster Voraussetzungen zu schaffen, eröffnen solche Foren die Möglichkeit, neue Lern- und Vermittlungsformate auszuprobieren. Zugleich sind sie Orte der Begegnung, die das Reden übereinander durch die geforderte Begegnung miteinander ersetzen. Gesprächssituationen, die eine gleichberechtigte Begegnung ermöglichen, dienen darüber hinaus der Reduktion von Unsicherheiten im Umgang mit Menschen mit Beeinträchtigungen (und auch

umgekehrt), wie sie vermehrt von den Interviewpartnerinnen und -partnern geäußert wurden.

Methoden der Kulturellen Bildung sprechen alle Menschen mit all ihren Sinnen an und setzen an bei den jeweiligen Stärken der Individuen. Inklusive Angebote der Kulturellen Bildung sollten stärker genutzt werden, die Verständigung jenseits von Sprache zu fördern. Gerade Kunst- und Kultureinrichtungen ermöglichen vielfältige Begegnungen und können in höherem Maße für und unter Teilhabe von Menschen mit Beeinträchtigungen inklusiv (weiter-)entwickelt werden.

Auch wenn in der vorliegenden Untersuchung der Schwerpunkt auf der Gruppe der erwachsenen Menschen liegt, so erscheint doch ein Hinweis auf „Inklusion als Erziehungsziel“ angebracht: Wird Inklusion als Haltung, als Wertschätzung von Diversität, definiert, so ist die Offenheit für die Unterschiedlichkeit von Menschen und deren Akzeptanz im Sinne von Menschenwürde ein Erziehungsziel. Die Bildung hierzu fängt bei den Kindern an. Insofern sollte hier an die bisherige Debatte zur kulturellen Jugendbildung angeknüpft werden, denn junge Menschen wachsen zunehmend, auch durch inklusive Beschulung, in einer inklusiven Gesellschaft auf. Nach Einschätzung der Interviewten werden ihnen aufgrund der Erfahrungen gute Chancen eingeräumt, sensibilisiert zu werden für Diversität, und eine Gesellschaft in Vielfalt als Normalität zu betrachten.

In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, dass die „Gewährung von Zugang [zu Kunst und Kultur] wesentlich von der Einstellung zu einzelnen Gesellschaftsgruppen und dem Wissen über deren Bedürfnisse abhängt. Denn nur durch die Reflexion der Akteurinnen und Akteure über ihre Entscheidungsmacht in der Zugangsfrage kann möglichst gleichberechtigte Teilhabe [...] realisiert werden“ (Knors 2016, S. 99). Sollte sich Artikel 2 § 4 des Inklusionsstärkungsgesetzes Nordrhein-Westfalen tatsächlich implizit auch auf den Kulturbereich erstrecken, bedeutet dies etwa, dass gemäß Artikel 1 §§ 7 bis 9 barrierefreie Kommunikation und Zugang verpflichtend sind. Versteht man diese Paragraphen im Sinne der Begründung nun auch als Implikation für Kulturarbeit, so erstreckt sich die barrierefreie Kommunikation nicht nur auf die bekannten behördlichen Korrespondenzen, sondern auch auf die Zugänglichmachung von Literatur, Musik, Kunstaussstellungen, Performance, Theater usw., zumindest sofern diese Angebote im öffentlich-rechtlichen Auftrag vorgehalten werden. Im künftigen Diskurs wird es nicht nur um die Anforderungen an Zugänglichkeiten und Barrierefreiheit mit Blick auf Menschen mit Einschränkungen gehen, sondern eben auch um Anforderungen, denen sich die Mehrheitsgesellschaft stellen müssen.

Kulturpolitik

Seit Mitte 2017 sind die Bereiche „Kultur“ und „Wissenschaft“ in Nordrhein-Westfalen in einem Ministerium gebündelt. Zur Umsetzung von Inklusion als gesellschaftliche Aufgabe wurde die Organisationsebene des Diversity-Managements eingeführt. Dieses bezeichnet „die Selbstverpflichtung zu Chancengerechtigkeit und die Vermeidung von Diskriminierung aufgrund von ethnischer Herkunft, Geschlecht, Religion, Weltanschauung, einer Behinderung, des Alters oder sexuellen Identität“ (vgl. Homepage MKW NRW). Hierdurch will das Ministerium Vorbildfunktion zur Umsetzung der Querschnittsaufgabe Inklusion im Sinne von Vielfalt einnehmen.

Durch die Zusammenlegung von Kultur und Wissenschaft in einem Ministerium können sich für das Thema „Kultur und Inklusion“ Synergieeffekte ergeben im Hinblick auf die Herausforderungen für Aus- und Fortbildung, Studium, Lehre und Forschung im Zusammenhang mit den Fragestellungen von und für Menschen mit Beeinträchtigungen. Empfehlenswert ist eine engere Zusammenarbeit dieser und weiterer ministerieller Organisationseinheiten im Sinne eines Austausches über die Notwendigkeit einer inklusiven Gesellschaft.

Trotz der bereits zu verzeichnenden positiven Entwicklungen in der Umsetzung des Inklusionsstärkungsgesetzes gibt es auf der Umsetzungsebene weiterhin ein Informationsdefizit. Vorgeschlagen wird, die vorliegenden Ergebnisse sowie aufgeworfenen Fragen, die eines weiteren Diskurses bedürfen, auch in andere Abteilungen und / oder in die Politik zu transportieren.

Als aktuelle kommunale Herausforderung lässt sich die Entwicklung zu einer „inklusiven Stadtgesellschaft“ bezeichnen. Inklusion ist bzw. wird das zentrale Querschnittsthema, alle kommunalen Ämter und Fachbereiche übergreifend und mit Wirkungen in alle Lebensbereiche hinein. Dies macht fachbereichsübergreifende Planungsprozesse in höherem Maße notwendig als bislang. Besonders zu berücksichtigen sind bei weiteren Überlegungen auch die damit einhergehenden Herausforderungen des ländlichen Raumes, insbesondere bezogen auf entsprechende infrastrukturelle Ausstattungen. Die Kommunen als Träger der überwiegenden Zahl von kulturellen Einrichtungen im Land Nordrhein-Westfalen benötigen bei diesem Transformationsprozess die Unterstützung des Landes.

Beratung, Unterstützung und Vernetzung

Absehbar ist ein zunehmender Beratungs- und Unterstützungsbedarf in den Kommunalverwaltungen wie auch in der Kommunalpolitik. Vorgeschlagen wird, hierbei für die notwendigen Zielfindungsprozesse Unterstützung für Kommunalpolitikerinnen und -politiker anzubieten. Ebenso sollte es Angebote für Kommunalverwaltungen geben. Für die entsprechende Prozessgestaltung sollte man, je nach Ausgangssituation vor Ort, auch um Überforderungen vorzubeugen, anfangen mit einem Aktionsplan „Inklusion“ in einem Bereich (Inklusion und Kultur, Behindertenarbeit oder Migrations-/Integrationsarbeit) und dann sukzessive Inklusion als Querschnittsthema in einem integrierten Entwicklungs- und Handlungskonzept (IEHK) implementieren.

Beratungsbedarf und der Wunsch nach Unterstützung in der Entwicklung neuer Kompetenzen wurde auch von den Interviewpartnerinnen und -partnern bezüglich der inklusiven Weiterentwicklung von Kulturorganisationen ebenso wie der individuellen Entwicklung von Kulturschaffenden formuliert. Vorhandene Checklisten zur Berücksichtigung inklusiver Bedarfe bei der Planung von kulturellen Veranstaltungen und von Angeboten der Kulturellen Bildung sowie schon existierende Beratungsangebote zur Barrierefreiheit aus anderen gesellschaftlichen Bereichen sollten den Akteurinnen und Akteuren gebündelt auf einer digitalen Plattform zur Verfügung gestellt und in Seminaren oder auch durch individuelle Beratungsmodule vermittelt werden.

Die persönlichen Gespräche mit den Vertreterinnen und Vertretern der Kulturverbände im Rahmen dieser Studie sind Grundlage für den Auf- und Ausbau der Netzwerkarbeit in Nordrhein-Westfalen. Eine enge Kooperation und Kommunikation mit bereits bestehenden Netzwerken, wie beispielsweise dem bundesweit tätigen „Netzwerk Kultur und Inklusion“, dem Kölner Runden Tisch „Inklusive Kultur“, den Büros der Regionalen Kulturpolitik des Landes, der Landesgruppe Nordrhein-Westfalen der Kulturpolitischen Gesellschaft, dem Kulturrat NRW sowie der Landesarbeitsgemeinschaft der Soziokulturellen Zentren wird darüber hinaus angeregt.

Öffnung von Fördermaßnahmen

Voraussetzung für eine konsequente Entwicklung einer inklusiven nordrhein-westfälischen Kunst- und Kulturlandschaft ist die Öffnung bzw. Ergänzung bereits bestehender Förderinstrumente um spezielle Fördermaßnahmen für Künstlerinnen und Kulturschaffende mit Behinderung. Inklusives Denken und Handeln sollte Leitlinie

für die kommenden Kulturförderpläne werden. Berücksichtigt werden sollte, dass die Fördermittelempfangenden nicht den Eindruck haben wollen, mit den zur Verfügung gestellten Finanzen lediglich zur Lösung gesamtgesellschaftlicher Probleme beitragen zu müssen: Kunst und Kultur sollten im Mittelpunkt der über die Finanzierung zum Ausdruck kommenden Wertschätzung stehen, nicht eine Problemlösung sein.

Forschung und Aufbau von Expertise

Die vorliegende Untersuchung wurde als nicht-repräsentative Befragung im Sinne eines Stimmungs- und Lagebildes im Bereich inklusiver Kulturarbeit in Nordrhein-Westfalen angelegt. Es handelt sich somit um die Darstellung aktueller Einschätzungen, insbesondere seitens der Kulturverbände. Zur Ableitung von Gesetzmäßigkeiten zum Diskussions- und Umsetzungsstand zum Themenbereich „Kultur und Inklusion“ sollte nach angemessener Zeit systematisiert erneut eine Interviewstudie beauftragt werden, um über ein Stimmungs- und Lagebild hinausgehend zu einer verifizierten Analyse der Angebote, Bedarfe und Herausforderungen zu kommen.

Über die Darstellung eines Stimmungs- und Lagebildes hinaus sollte mittelfristig eine Bestandsaufnahme inklusiv-kulturellen Arbeitens in Einzelbereichen bzw. Sparten in die Planungen aufgenommen werden. Daraus könnten wiederum spartenspezifische Handreichungen zur Umsetzung inklusiv-kultureller Arbeit entwickelt werden.

Aktuell gibt es nach Auskunft der Interviewpartnerinnen und -partner wenige Kenntnisse darüber, wie viele Menschen mit Einschränkungen als Künstlerinnen und Künstler oder Kulturvermittelnde in den jeweiligen Verbänden tätig sind bzw. den Verbänden angehören. Entsprechende Zahlen und/oder Statistiken wären zur Argumentation im Diskurs hilfreich.

Um die methodischen Grenzen der vorliegenden Studie, welche in den Rahmenbedingungen gründen, zu kompensieren, könnten exemplarisch in einem nächsten Schritt eine (groß-)städtische und eine ländliche Kommune näher beleuchtet werden, um die Umsetzung inklusiver Kulturarbeit auch auf der örtlichen Ebene darzustellen.

Faktor Zeit

Zum Abschluss erscheint eine Anmerkung zum Faktor Zeit angebracht, da in zahlreichen Interviews die Befürchtung vor Überforderung mit schon wieder einem neuen Thema angedeutet wurde, während zugleich die Notwendigkeit gesehen wird, den Wandel zu gestalten. Sehr deutlich wird über die durchgeführte Befragung, dass es wichtig ist, dem Thema „inklusive Gesellschaft“ Zeit zu geben und auch allen Menschen Zeit zu geben im Einüben von Inklusion!



OHRENKUSS, BONN

Magazin von Redakteurinnen und Redakteuren mit Down Syndrom

Zur Redaktion des OhrenKuss gehört ein fester Kern von Redakteurinnen und Redakteuren mit Down Syndrom, der durch ca. 50 Fernkorrespondentinnen und -korrespondenten ergänzt wird. Gegründet wurde OhrenKuss 1998 von Dr. Katja de Bragança als Fortführung eines Forschungsprojekts, in dem es darum ging zu zeigen, dass Menschen mit Down Syndrom Lesen und Schreiben können. Träger ist die downtown Werkstatt für Kultur und Wissenschaft. Zu wechselnden thematischen Schwerpunkten erscheint seitdem zwei Mal pro Jahr das OhrenKuss-Magazin. Sämtliche Magazintexte stammen von den Redakteurinnen und Redakteuren und werden weder korrigiert noch zensiert. In unregelmäßigen Abständen veranstaltet OhrenKuss darüber hinaus Lesungen mit unterschiedlichem Themenfokus, z.B. im Rahmen des Kölner Sommerblut Festivals, bei denen Redakteurinnen und Redakteure von OhrenKuss ihre eigenen Texte selbst präsentieren.

www.ohrenkuss.de

8. LITERATURVERZEICHNIS

- Bartelheimer, Peter (2005): Teilhabe, Gefährdung, Ausgrenzung. In: Soziologisches Forschungsinstitut (SOFI); Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB); Institut für sozialwissenschaftliche Forschung (ISF); Internationales Institut für empirische Sozialökonomie (INIFES) (Hrsg.): Berichterstattung zur sozioökonomischen Entwicklung in Deutschland. Arbeit und Lebensweisen. Wiesbaden, S. 85-123
- Becker, Uwe (2015): Die Inklusionslüge. Behinderung im flexiblen Kapitalismus. Bielefeld
- Bude, Heinz (2015): Inklusion als sozialpolitischer Leitbegriff. In: Degener, Theresia/ Diehl, Elke (Hrsg.): Handbuch Behindertenrechtskonvention. Teilhabe als Menschenrecht – Inklusion als gesellschaftliche Aufgabe. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung. Schriftenreihe 1506, S. 388-398
- Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge (Hrsg.) (2016): Fachlexikon der sozialen Arbeit. Baden-Baden
- Gerland, Juliane/ Keuchel, Susanne/ Merkt, Irmgard (Hrsg.) (2016): Kunst, Kultur und Inklusion – Teilhabe am künstlerischen Arbeitsmarkt. Schriftenreihe Netzwerk Kultur und Inklusion, Band 1. Regensburg
- Gerland, Juliane/ Keuchel, Susanne/ Merkt, Irmgard (Hrsg.) (2017): Kunst, Kultur und Inklusion – Ausbildung für künstlerische Tätigkeit von und mit Menschen mit Behinderung. Schriftenreihe Netzwerk Kultur und Inklusion, Band 2. Regensburg
- Hoffmann, Hilmar (1979): Kultur für alle. Perspektiven und Modelle. Frankfurt am Main
- Institut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft (Hrsg.) (2014): Inklusive Kulturelle Bildung und Kulturarbeit. Förderer und Akteure – Programme und Projekte. Materialien, Heft 14. Bonn

Koch, Jakob Johannes (2017): Inklusive Kulturpolitik: Menschen mit Behinderung in Kunst und Kultur. Kevelaer

Knors, Annalena (2016): Corporate Inklusion – Gründe für ein ganzheitliches Teilhabe-Management unter einem praktischen Bezug zum Historischen Museum Frankfurt am Main. Abschlussarbeit zur Erlangung des akademischen Grades Master of Arts, eingereicht an der Hochschule für Technik und Wirtschaft Berlin, Fachbereich 5 „Gestaltung und Kultur“ am 24.05.2016

Kronauer, Martin (2007): Inklusion – Exklusion: ein Klärungsversuch. Vortrag auf dem 10. Forum Weiterbildung des Deutschen Instituts für Erwachsenenbildung, Bonn, 8.10.2007 [<http://www.die-bonn.de/doks/kronauer0701.pdf>, letzter Zugriff: 17.12.2017]

Merkt, Irmgard (2017): Ausbildung oder Bildungsaus? Unterweisung in künstlerischen Disziplinen für alle. In: Gerland, Juliane/ Keuchel, Susanne/ Merkt, Irmgard (Hrsg.): Kunst, Kultur und Inklusion. Regensburg, S. 15-19

Ministerium für Arbeit, Integration und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen (2012): Aktionsplan der Landesregierung. Eine Gesellschaft für alle. Düsseldorf [https://www.mags.nrw/sites/default/files/asset/document/121115_endfassung_nrw-inklusive.pdf, letzter Zugriff : 17.12.2017]

Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen (2016): Kulturförderplan 2016-2018 des Landes Nordrhein-Westfalen [https://www.mkffi.nrw/sites/default/files/asset/document/17-0042_mfkjks_broschure_kulturforderplan_2016-2018_web.pdf, letzter Zugriff: 17.12.2017]

Verband deutscher Musikschulen (Hrsg.) (2017): Spektrum Inklusion. Wir sind dabei! Wege zur Entwicklung inklusiver Musikschulen. Bonn

Wansing, Gudrun (2015): Was bedeutet Inklusion? Annäherungen an einen vielschichtigen Begriff. In: Diehl, Elke/ Degener, Theresia (Hrsg.): Handbuch Behindertenrechtskonvention. Teilhabe als Menschenrecht – Inklusion als gesellschaftliche Aufgabe. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung. Schriftenreihe 1506, S. 43–54

ANHANG

1

Liste der Interviewpartnerinnen und -partner

BBK Landesverband NRW e. V., Friederike van Duiven, Vorsitzende; Petra Gieler, Geschäftsführerin, Köln; www.bbk-landesverband-nrw.de

Beauftragte der ehemaligen Landesregierung für die Belange der Menschen mit Behinderung (LBB) im Ministerium für Arbeit, Integration, Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen (MAIS), Elisabeth Veldhues, Düsseldorf, www.lbb.nrw.de

Kulturpolitische Gesellschaft, Institut für Kulturpolitik, Franz Kröger, Bonn, www.kupoge.de

Landesarbeitsgemeinschaft Soziokultureller Zentren NRW, Rainer Bode, Geschäftsführer, Münster, www.soziokultur-nrw.de

Landesmusikrat NRW e. V., Prof. Dr. Robert von Zahn, Generalsekretär; Dr. Heike Stumpf, Referentin, stellv. Generalsekretärin, Düsseldorf, www.lmr-nrw.de

Landesverband der Musikschulen NRW, Ruddi Sodemann, Vorstandsvorsitzender, Hürth, www.lvdm-nrw.de

Landesverband Museumspädagogik NRW, Dr. Matthias Hamann, 1. Vorsitzender, Köln, www.nrw.museumspaedagogik.org

Landschaftsverband Rheinland, Milena Karabaic, Kulturdezernentin; Christine Ferreau, LVR-Dezernat Kultur und Landschaftliche Kulturpflege, Strategische Planung / Netzwerksteuerung, Köln, www.lvr.de

Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Matthias Löb, Direktor, Münster, www.lwl.org

Landtag NRW, Josef Neumann, MdL; Sprecher Ausschuss Arbeit, Gesundheit, Soziales, Düsseldorf, www.landtag.nrw.de

LWL-Kulturstiftung, Heike Herold, Geschäftsführerin, Münster, www.lwl-kulturstiftung.de

NRW Landesbüro Freie Darstellende Künste, Harald Redmer, Geschäftsführer, Dortmund, www.nrw-lfdk.de

NRW Landesbüro Tanz, Linda Müller, Fachbereichsleitung Tanzvermittlung, Köln, www.landesbuerotanz.de, www.tanzvermittlung-nrw.de

Sommerblut Kulturfestival e. V., Rolf Emmerich, Leiter, Köln, www.sommerblut.de

Universität Siegen – Fakultät II, Department Erziehungswissenschaft – Psychologie, Juniorprofessorin Dr. phil. Juliane Gerland, Kulturelle Bildung und Inklusion, Siegen, www.bildung.uni-siegen.de

Verband der Bibliotheken des Landes NRW, Patrizia Gehlhaar, Geschäftsführerin, Köln, www.vbnw.de

Verband Rheinischer Museen, Dipl.-Bibl. M.A. (LIS) Regine Zeller, Vorsitzende, Düsseldorf, www.museumsverband-rheinland.de

Vereinigung Westfälischer Museen, Dr. Gerd Dethlefs, Geschäftsführer, Münster, www.museen-westfalen.de

2

Interview-Leitfaden Inklusive Kulturarbeit in NRW

Die nachstehenden Interviewthemen treffen nicht auf alle Interviewpartnerinnen und -partner in gleichem Ausmaß zu und wurden fallweise eingesetzt. Die Fragen in den Unterpunkten konnten bei Nachfragen ggf. zum Einsatz kommen. Beim Interview wurde daran gedacht, dass zunächst ein Sachverhalt, dann eine Bewertung abgefragt bzw. eingefordert wurde.

Zum Einstieg und zum „Selbstverständnis der Befragten zum Begriff ‚Inklusion‘“

- Was sind Ihre wichtigsten Themen bei der Kulturarbeit?
- Was verstehen Sie unter Inklusion in der Kulturarbeit?
- Welche Rolle spielt Inklusion derzeit bei Ihrer Kulturarbeit?
- Haben Sie bereits Erfahrungen mit inklusiver Kulturarbeit gemacht?
- Sind Sie aktuell im Bereich inklusiver Kulturarbeit aktiv?

Zu „Inklusion und Ästhetik“

- Werden Behinderungen in bisherige ästhetische Konzepte eingebunden, z.B. Pflege von Kulturgut?
- Werden Aspekte der Behinderung Teil (neuer) Ästhetik, insbesondere in zeitgenössischer Kunst?

Zu „Arbeit und Professionalisierung“

- Wo werden in Ihrem Bereich bereits Menschen mit Behinderung eingesetzt?
- Wo könnten und wo sollten sie noch eingesetzt werden?
- Wie sehen Sie die Möglichkeiten zur Professionalisierung für Menschen mit Behinderung in Aus- und Fortbildungen, Studiengängen usw.?

- Was sollte an den Professionalisierungsmöglichkeiten geändert werden?
- Wie ist Ihre Position zu Menschen mit Behinderung als professionelle Kulturschaffende? Sehen Sie Unterschiede bei professionellen Kulturschaffenden mit und ohne Einschränkungen (von Bereicherung bis Belastung)

Zu „Netzwerkarbeit und Kooperationen“

- Inwieweit betreiben Sie bereits inklusiv-kulturelle Netzwerkarbeit?
- Was ist Ihnen bei kulturell-inklusive Netzwerkarbeit wichtig?
- Was kann die Politik für Sie im Hinblick auf Inklusion tun?
- Wie können kubia mit seinem Forschungs-, Beratungs- und Qualifizierungsangebot oder andere Anbieter zur Verbesserung inklusiver Kulturarbeit beitragen?
- Welche sonstigen Akteurinnen und Akteure können in welcher Weise zur inklusiven Kulturarbeit beitragen?
- Haben Sie Ideen zur Wirtschaftlichkeit bzw. Finanzierung inklusiver Kulturarbeit?

Zu „Chancen und Potenziale inklusiver Kulturarbeit“

- Was macht aus Ihrer Sicht die Stärke und Attraktivität inklusiver Kulturarbeit aus? Wo sehen Sie Potenziale?

Zu „Herausforderungen inklusiver Kulturarbeit“

- Welches sind aus Ihrer Sicht die größten Schwächen bzw. Herausforderungen inklusiver Kulturarbeit?

Zu „Zukunft inklusiver Kulturarbeit aus Verbandssicht / aus Sicht der interviewten Person“

- Wie schätzen Sie die Zukunft inklusiver Kulturarbeit ein?
- Welche weiteren Aspekte inklusiver Kulturarbeit sind Ihnen noch wichtig?

Die Autorin:

Angelika Kordfelder, Dr. phil., studierte Sozialarbeit und Erziehungswissenschaften mit den Schwerpunkten Sozialadministration und Kulturelle Bildung. Sie promovierte zum Thema Jugendkulturarbeit.

Zehn Jahre lang arbeitete sie an der Universität Essen als Dozentin. Von 2000 bis 2004 war sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin bei der Kulturpolitischen Gesellschaft und dem Institut für Bildung und Kultur tätig.

Sie war über zehn Jahre im Rat der Stadt Essen, zuletzt als stellvertretende Vorsitzende der SPD-Fraktion mit den Schwerpunkten Kultur und Finanzen. Von 2004 bis 2015 war sie hauptamtliche Bürgermeisterin der Stadt Rheine. Heute ist sie freiberuflich als Senior Consultant tätig, u.a. für INSO, das Institut für Sozialplanung und Organisationsentwicklung in Köln, das sie mit aufgebaut hat.

Gefördert von:

**Ministerium für
Kultur und Wissenschaft
des Landes Nordrhein-Westfalen**

